Max Kretzer

Berliner Skizzen.

Berlin W. 35.
Verlag von Carl Duncker.
1898.

LG
K926ber

67347?3
26. 2-58

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Der Façaden-Raphael.

Eines Tages füllte Frau Hübschel mit ihrem in der Nachbarschaft sprichwörtlich gewordenen Körperumfang die ganze Breite ihrer Ladenthür aus, als ihre Aufmerksamkeit durch einen schmächtigen Mann erregt wurde, den sie bereits öfter aus ihrem Hause hatte treten sehen, ohne daß sie sich im Augenblick erinnert hätte, wo er eigentlich hingehörte.

Zwar gingen in den Miethskasernen einer Vorstadt viele Menschen ein und aus, aber als solide Hauswirthin, deren Pflicht es war, stets auf alle Vorgänge in ihrer nächsten Umgebung zu achten, hatte sie zweifellos das Recht, jedem neuen Miether mit einigem Mißtrauen zu begegnen.

Ihre Stimmung schlug aber sofort um, als der Betreffende, bevor er an ihr vorüberging,

mit einer tiefen Verbeugung den nicht mehr ganz einwandsfreien Filzhut zog und ihr laut einen Gruß bot mit den Worten: „Guten Tag, verehrte Frau!“ Und zwar geschah das in der gezierten Art und Weise eines Menschen, dem viel daran gelegen ist, unter allen Umständen bemerkt zu werden.

Die Bezeichnung „verehrte Frau“ war an ihr hängen geblieben. Sie beobachtete ihn nun mit besonderem Interesse, denn sie hatte vollauf Zeit dazu.

Es war an einem warmen Augusttage, am Nachmittag zwischen 5 und 6 Uhr. Da um diese Zeit die Käufer noch auszubleiben pflegten, so war es für die Meisterin eine gewisse Erholung, mit verschränkten Armen auf der Schwelle ihres Ladens zu stehen und neugierige Blicke in das Getriebe draußen zu werfen.

Der Unbekannte trug eine kleine Kiste unter dem Arm, in der sich verschiedene Flaschen und Töpfe befanden, und hatte in der Hand einen langen Stecken, der am oberen Ende beutelartig umwickelt war, und mit dem er stolz über den Fahrdamm spazierte. Drüben, vor einem Budikergeschäft, blieb er stehen und beäugelte

die frisch gestrichene Wand unter dem Parterrefenster. Er stand mitten im Sonnenlicht, und so leuchtete sein straffes, röthlich-blondes Haar, das ihm in dichten Strähnen bis in den Nacken hing.

Also ein Maler, oder vielmehr ein „Künstler“, wie Frau Hübschel sich sofort in Gedanken verbesserte, denn dieser kleine Mann hatte entschieden einen künstlerischen Zug.

Kaum hatte seine Kohle einen großen Kreis beschrieben, so trat er einige Schritte zurück, neigte den Kopf nach rechts und links und schien seinen Entwurf ebenso kritisch als wohlgefällig zu mustern. Dann trat er wieder näher heran, wischte mit einem Lappen, gebrauchte aufs Neue die Kohle, stellte sich auf die Zehen, bückte sich so tief als möglich hernieder und rutschte dann in dieser Stellung die ganze Wand entlang, immer dabei mit der Kohle Striche zeichnend. Alles das wiederholte er verschiedene Male stets mit der Firigkeit eines Mannes, der ganz von seiner Arbeit erfüllt ist.

Kinder und Erwachsene blieben stehen und gafften ihm zu, und sobald er das bemerkt hatte und durch einen Blick nach rückwärts auch zu der Ueberzeugung gekommen war, daß die

stattliche Frau im Laden ihm wohlgefällig zuschaue, machte er starke Anstrengungen, sich als ganz etwas Besonderes aufzuspielen.

„Nun, was wird denn Das werden," dachte Frau Hübschel, die über seine possierlichen Bewegungen im Stillen in sich hineinlachen mußte. Endlich hatte sie es herausgebracht. Es sollten entschieden die Umrisse eines großen Schinkens sein, der von einem Kranz Würste lieblich umrahmt wurde. Zu beiden Seiten zeigten sich Bierkruken, Schnapsflaschen und Gläser, die Letzteren überragt durch ein großes Weißbierglas.

Die Meisterin rief ihren ältesten Gesellen herbei und fragte ihn, wer der komische Mensch da drüben sei.

„Oh, das ist ja der Herr Raphael von hinten, der in der kleinen Bodenkammer ganz oben haust," erwiderte Oskar und wischte sich die Finger an der blüthenweißen Schürze ab. Wie fast immer, wenn Frau Hübschel ihre gute Laune zeigte, strahlte sein offenes Gesicht vor Vergnügen, denn dadurch glaubte er immer mehr der Erfüllung seiner stillen Herzenshoffnung näher gerückt zu sein. In der Nachbarschaft munkelte man bereits seit längerer Zeit, daß

die Wittwe die Mitte ihrer Vierziger noch nicht zu hoch ansehe, um nicht zum zweiten Male den Bund fürs Leben zu schließen, und daß sie an ihrem Lieblingsgesellen ganz besonderen Gefallen gefunden habe.

„Die Frauen hinten nennen ihn allgemein so," fuhr Oskar fort, „und die alte Schmidten von drei Treppen erzählte mir, daß er wirkliche und wahrhaftige Bilder male, Menschen, Thiere und Bäume. Alle Wände in seiner Bude sind damit vollgeklebt. Er geht fast nie aus. Namentlich des Sonntags sitzt er wie festgenagelt und pinselt von früh Morgens bis zur Dunkelheit. Vielleicht ist es ein verkanntes Genie, wie man zu sagen pflegt. . . Uebrigens soll er auch Portraits malen. Richtige, ähnliche Portraits."

„Portraits malt er? Was Sie sagen, Oskar!" rief Frau Hübschel überrascht aus und warf wieder einen Blick über die Straße, der diesmal entschieden den Ausdruck einer gewissen Bewunderung enthielt. Vor Portraitmalern hatte sie alle Hochachtung, denn einen Menschen ähnlich zu treffen, hielt sie für das größte Talent eines Malers.

„Ja. Er soll sogar schon eine hübsche

Kundschaft in der Nachbarschaft haben," sagte Oskar wieder, erfreut darüber, sich durch seine Auskunft der heimlich Ersehnten nützlich und zugleich angenehm zu machen. „Die Posamentierfrau schrägüber soll er sehr ähnlich gemacht haben, auch der Pfandleiher um die Ecke soll zufriedengestellt sein, und der Milchhändler drei Häuser weiter soll sogar die Absicht haben, sich, Frau und Kinder — Alle zusammen auf einem Bilde, malen zu lassen. Sie müssen nämlich wissen, daß er ganz fix bei der Arbeit ist und Alles sehr billig macht."

„Was muß ich hören!" rief Frau Hübschel abermals aus. „Wohnt so ein Künstler in meinem Hause, und ich hatte bisher keine Ahnung davon! Wer kann auch die Schlafburschen und Aftermiether alle kennen."

„Uebrigens fällt mir eben ein, Frau Meisterin," fuhr der Geselle wieder fort, „daß auch Frau Poxen drüben schon ihre Bestellung gemacht haben soll. Sie soll ihm sogar einige Pfund feiner Cervelatwurst versprochen haben, wenn er sie recht hübsch und ähnlich mache."

„Was, diese Maschine läßt sich auch noch malen?" kam es bebend über ihre Lippen.

Oskar dachte sich dabei sein Theil, denn

wenn eine Dicke über die andere von einer Maschine sprach, so war das mit seinem gesunden Menschenverstande nicht vereinbar. Er hütete sich aber wohl, etwas dagegen einzuwenden.

Am andern Vormittag hatte Frau Hübschel das Vergnügen, „Herrn Raphael" kennen zu lernen. Es war um die Frühstückszeit, als er, den unvermeidlichen Malstecken in der Hand, der ihm zugleich Spazierstock zu sein schien, mit einem höflichen Gruß den Laden betrat und ein Stück Wurst verlangte.

Sie lächelte ihn freundlich an, schnitt ein großes Stück herunter, wog es erst garnicht, sondern wickelte es sofort mit besonderer Sorgfalt in Papier ein.

Das große Stück Wurst gab dem Maler Muth. Er wartete, bis er der Letzte im Laden war und näherte sich dann wieder dem Verkaufstische. „Gestatten Sie mir, verehrte Frau — mein Name ist Schlaffsky, Waldemar Schlaffsky," begann er mit einer stolzen Verbeugung.

„Habe bereits von Ihnen gehört," erwiderte sie munter, mit einem lustigen Kopfnicken.

„Ehrt mich, ehrt mich," erwiderte er, indem

er einen Fünffingerstrich durch das Haar that. „Gott sei Dank, ich kann nicht klagen,“ fuhr er fort. „Wenn man gute Bilder malt, so ist das die beste Empfehlung für einen Künstler, die seinen Namen unter die Leute bringt. Vielleicht wird mir auch einmal die Ehre zu Theil, Sie malen zu dürfen. Ihr Teint, verehrte Frau, ist von einer Frische, von einer Leuchtkraft, man möchte beinahe sagen, er sei rosig durchduftet . . .“

Die Mamsell wandte sich ab, weil sie einen lauten Ausbruch ihrer Heiterkeit befürchtete. Die Meisterin jedoch, deren vor Gesundheit strotzendes Antlitz durchaus nichts Zartes enthielt, war noch röther geworden, so daß ihre Wangen einem Brande glichen. Es geschah zum ersten Mal, daß man ihr so offen eine „Eloge“ sagte.

„Ich will mir die Sache einmal überlegen. Ich wollte mich schon früher einmal in Oel malen lassen,“ erwiderte sie.

„In Oel ist auch das einzig Wahre, verehrte Frau,“ fiel er lebhaft ein, „Pastell hat ja auch seine Vorzüge, gewiß, das hat es. Aber in Oel ist beständiger, sozusagen fascinirender, imposanter.“

Der Meisterin, die, die starken, halb entblößten Arme gegen die Hüften gestemmt, wie ein Koloß hinter dem Ladentisch stand, imponirte diese Auseinandersetzung ganz gewaltig, denn ihre Achtung vor dem Können dieses seltsamen Herrn stieg bedeutend. Sie fühlte sich sogar ein Wenig geschmeichelt, daß man ihr zumuthete, sie verstünde auch etwas von diesen Dingen.

„So zum Beispiel das wundervolle, glanzvolle Haar, das Sie haben, verehrte Frau," fuhr Herr Waldemar Schlaffsky mit gesteigerter Lebhaftigkeit fort, — „wie sollte ich die Lichtreflexe besser herausbekommen, als nur in Oel. Und Ihren wunderbaren Schwanenhals — wie gelänge mir seine Weiße anders als in Oel. Und Sie haben ohne Frage einen Schwanenhals, verehrte Frau. Nur der Neid könnte es bestreiten. Wenn ich mir dagegen die Poren drüben betrachte — was läßt die für einen Künstler alles zu wünschen übrig!"

Frau Hübschel empfand das Erglühen ihres Gesichts bis zu den Haarwurzeln. Der Spiegel hatte ihr oft erzählt, daß von Schlankheit an ihr Nichts zu entdecken sei, und daß von einem „Schwanenhalse" nicht die Rede sein könne. Hier stand aber ein „Künstler," der mit anderen

Augen sah. So zeigte sich denn auf ihren Zügen ein gefälliges Lächeln, das ihr durchaus nicht unangenehmes Gesicht wirklich verschönerte.

Der eifersüchtige Oskar platzte mit den Worten in die Unterhaltung: „Na, ist der Schinken drüben fertig? Oder ist Ihnen der Terpentin ausgegangen?"

Sofort verlor Herr Schlaffsky seine „Größe", und sogleich wurde er daran erinnert, was ihn hauptsächlich an diesem Morgen hierhergeführt habe. Und so äußerte er seine Bitte, ob ihm die „verehrte Frau" nicht gestatten wolle, einen recht saftigen Schinken nach der Natur zu zeichnen und mit einigen Farben „anzulegen." Sein „Auftraggeber" drüben im Keller erwarte, daß man ihm möglichst ein Kunstwerk liefere. Al fresco! Es würde nicht lange dauern.

Da die Meisterin bei guter Laune war, so befahl sie dem Lehrling, einen angeschnittenen Schinken in das „Atelier" des Künstlers zu tragen.

Der Maler erging sich in Dankesworten und empfahl sich.

Am Nachmittag fiel es Frau Hübschel ein, ihm einen Besuch abzustatten. Es war ihr

aufgefallen, daß sie ihn drüben auf der Straße nicht mehr sitzen sah, und da er auch den Schinken bisher noch nicht abgeliefert hatte, so nahm sie an, er säße noch vor seiner Kunst. So wollte sie ihn denn in seiner Dachkammer überraschen.

Das Erste, was sie erblickte, war eine entsetzliche Unordnung, ein Gemisch von Werkstatt und Wohnstube, die jedenfalls von der künstlerischen Ungezwungenheit eines „Raphaels" unzertrennlich war: ein ungemachtes Bett, eine alte Staffelei, verschiedene Kleidungsstücke auf Schemel und Diele, große Farbenklexe an den weißen Fachwerkwänden, aus denen man erst nach längerer Betrachtung klug wurde, und dazwischen festgenagelte Papierfetzen und Blendrahmen mit Leinwand, bemalt mit allerlei Köpfen. Und inmitten dieser Herrlichkeit stand Herr Waldemar Schlaffsky ungenirt in Hemdsärmeln und verzehrte mit Behagen ein großes Stück Schinken.

„Nur weil der Ton noch nicht der richtige war, schnitt ich mir eine Scheibe ab," sagte er ganz verblüfft.

Trotzdem Frau Hübschel kaum ihr Lachen unterdrücken konnte, spielte sie die Entrüstete.

Es sei ihr durchaus nicht angenehm, ihr Vertrauen so belohnt zu sehen, sie wolle aber ein Auge zudrücken, weil sie ihm eine Bestellung zu machen habe.

Herr Waldemar Schlaffsky witterte Kunstluft. Er würgte den letzten Happen herunter, stülpte einen alten, sehr mitgenommenen Korbstuhl um, so daß verschiedene Dinge herunterflogen, säuberte ihn mit einem Handtuch und rückte ihn mit einer großen Höflichkeitsgebärde zur Meisterin hin, wobei er sagte: „Bitte sehr, hochverehrte Frau. Hierauf setzen sich immer die Herrschaften, die sich von mir portraitiren lassen. . .“

Frau Hübschel drehte die Daumen und begann ohne Umschweife: „Sie sollen ein Bild von mir machen, recht schön und recht ähnlich. Ich gebe den Schinken in Zahlung und lege noch zwanzig Mark zu, wenn es mir gefällt. Auf einige Würste als Zugabe soll es mir nicht ankommen.“

Herr Waldemar Schlaffsky schien in innere Verzückung zu gerathen. Er legte die rechte Hand auf sein Herz, machte eine tiefe Verbeugung und erwiderte: „Gnädige Frau sollen mit mir zufrieden sein, völlig zufrieden.“ Dann kam

er mit einem kleinen Geständniß hervor: Er müsse einige nothwendige Auslagen machen, Leinwand kaufen u. s. w., und bedürfe dazu eines kleinen Vorschusses.

Frau Hübschel holte ihr Portemonnaie hervor und reichte ihm ein blankes Zehnmarkstück hin, das er sofort in seiner unergründlichen Tasche verschwinden ließ. Während sie dann die Treppe hinunter stieg, malte sie sich aus, was für ein Gesicht Oskar machen würde, wenn sie ihm ihr Konterfei am Verlobungstage als „Präsent" machen würde. Ja, so sollte es sein! Sie mußte dem Wackeren in seinem heimlichen Girren entgegenkommen und es zu einer offenen Aussprache bringen.

Am anderen Tage, der ein Sonntag war, begannen die Sitzungen. Gleich nach Tisch verwendete die Meisterin ganz besondere Sorgfalt auf ihre Toilette. Schwarz machte schlanker, und so wählte sie ihr schwer seidenes Staatskleid und schnürte sich nach Kräften. Als sie sich dann im Spiegel betrachtete und dabei mit Wohlgefallen bemerkte, wie der leichte Kleidausschnitt oben wesentlich dazu beitragen würde, der Vorstellung des Künstlers von einem „Schwanenhals" möglichst entgegen zu kommen,

glitt ein zufriedenes Lächeln über ihre Züge.

Die erste Sitzung ging sehr rasch vorüber, trotzdem Frau Hübschel durchaus nichts dagegen gehabt hätte, wenn man sie noch länger ausgedehnt haben würde. In dieser Beziehung konnte sie Ausdauer zeigen. Wenn sie saß, dann saß sie. Sie befürchtete auch, das Bild könnte nicht ähnlich werden, wenn auf das Malen nicht die richtige Zeit verwendet würde.

Gar zu gern hätte sie schon jetzt einen Blick auf die Leinwand geworfen, aber Herr Waldemar Schlaffsky wehrte sich lebhaft gegen diese Neugierde. Ein angefangenes Bild dürfe man nicht betrachten, denn dadurch werde jede Illusion geraubt. Damit hatte er den Rahmen mit der nassen Seite gegen die Wand gekehrt.

Sie gab sich zufrieden.

Am anderen Morgen bestellte sie in der Nähe einen schönen Goldrahmen, denn der Künstler wollte, wie „alle bedeutenden Maler", die letzten Striche an dem Bilde im Rahmen machen.

Endlich kam der feierliche Augenblick, wo Frau Hübschel sich selbst bewundern durfte. Am nächsten Sonntagmorgen stieg sie wieder die Treppen hinauf und zwar in derselben

feierlichen Toilette wie am vergangenen. An diesem Tage hatte sie Oskar sowie einige Verwandte zu Tisch geladen, um ganz offen die Verlobung mit ihrem Gesellen zu verkünden. Es sollte eine Ueberrumpelung sein.

„So, verehrte Frau, da haben Sie sich," sagte Herr Waldemar Schlaffsky und rückte die Staffelei mit dem Bilde in das richtige Licht. Zu Ehren das Tages hatte er sich in seinen schwarzen Rock geworfen und auch so etwas wie Manschetten angethan.

„Soll i ch das sein?"

„Aber verehrte Frau!" erwiderte er vorwurfsvoll. „Sie sind von einer geradezu sprechenden Aehnlichkeit. Haben Sie nur die Güte, sich in die Einzelheiten zu vertiefen."

Das that sie denn auch.

Sprachlos betrachtete sie lange das Bild, und zwar mit dem Gefühl eines Menschen, der nicht weiß, ob er sich freuen oder ärgern soll. Wenn sie wirklich so aussah, dann hatten alle Spiegel unten gelogen, und nur dieser Mensch hatte sie richtig erfaßt.

Da war wirklich der „Schwanenhals", der einer Nixe Ehre gemacht hätte, der „leuchtende Teint" rosa angehaucht wie bei einem jungen

Mädchen, und „das Haar mit den Lichtreflexen", das dem einer Loreley im Mondschein glich. Trotzdem war eine gewisse Aehnlichkeit unverkennbar, aber es war die Aehnlichkeit eines Zerrbildes, das mehr in die Länge als in die Breite geht.

Je länger sie hinsah, je glühender wurde ihr Gesicht, bis sie plötzlich die Empfindung hatte, als ginge sie langsam auseinander. Lange kämpfte die Eitelkeit in ihr, dann aber siegte ihr gesunder Humor.

„Ich bin ganz zufrieden," sagte sie mit einem erzwungenen Lächeln und holte sofort ihr Portemonnaie hervor. Am liebsten hätte sie diesen kleinen Mann mit steifem Arm emporgehoben und ihn durch das „Atelierfenster" auf das Dach gesetzt, aber es war jedenfalls besser, wenn sie sich beherrschte. Wenn man einmal Dummheiten gemacht hatte, so behielt man sie am besten für sich.

„Ehrt mich, ehrt mich ungemein, verehrte Frau," erwiderte Herr Waldemar Schlaffsky und kam muthig aus dem Hintergrunde hervor, in den er sich, einer plötzlichen Eingebung folgend, zurückgezogen hatte.

Bevor sie ging, erlaubte er sich, sie bescheiden an die Würste zu erinnern.

Dann schritt sie mit ihrer Last die Treppe hinunter. In der Wohnstube angelangt, nahm sie die Leinwand aus dem kostbaren Rahmen und holte ein großes Messer aus dem Laden.

„Leb' wohl, Du Schwanenhals," rief sie ingrimmig aus und schnitt kräftig darauf los, bis die Leinwand in Fetzen herniederhing. Endlich konnte sie ganz beruhigt sein, denn die letzten Reste prasselten im Feuer des Küchenheerdes.

Acht Tage später, nach glücklich stattgefundener Verlobung, stand Oskar in der Ladenthür, den blitzblanken Reif an der Linken, als der Maler vorüber ging und sehr höflich den Hut zog, um sich die „Kundschaft" auf alle Fälle zu erhalten. „Hören Sie mal, Sie Façaden-Raphael," rief ihm der zukünftige Meister gut aufgeräumt zu, „nächstens giebt's hier oben was zu malen. Die Firma muß geändert werden. Ich bitte mir aber aus, daß Sie keine Portraits in die Buchstaben malen, sonst vergessen Sie vielleicht die Aehnlichkeit."

Die Mamsell lachte schallend auf.

Hinter dem Ladentisch stand die Meisterin und „Braut", die bei dem Worte „Portraits" leicht zusammenzuckte. Als ihr Verlobter

wieder hereintrat, wandte sie sich, roth geworden, ab.

Oskar musterte sie einige Augenblicke, dann ging er hinweg und amüsirte sich im Stillen. Die Mamsell sowohl als auch das Dienstmädchen hatten geplaudert, und so hatte er alle Einzelheiten erfahren. Es gab eben Nichts, was einem Kerl seiner Art verborgen bleiben konnte!

Und bei dem Gedanken, daß er die Spröde und Wohlhabende endlich eingefangen hatte, strich er sich vergnügt mit beiden Händen zugleich den Schnurrbart.

Der Bühnen-Konfektionär.

Schon viel hatte ich über den rührigen Mann zu hören bekommen, der die ganze in- und ausländische Theaterlitteratur sozusagen in der Westentasche habe, und von dem man allgemein behauptete, er habe seine größten Erfolge als Bühnenschriftsteller zu verzeichnen. Um so mehr wunderte es mich, denn ich konnte mich wirklich nicht entsinnen, diesen „star“ jemals auf einem Theaterzettel leuchten gesehen zu haben. Nur dunkel tauchte in mir die Erinnerung auf an einen Durchfall mit „Pauken und Trompeten“, wobei man ihn als Mitverfasser mit allen Ehren des Zischens und Pfeifens sanft begraben hatte. Meine Neugierde, den seltenen Mann kennen zu lernen, wuchs um so mehr, als an den Stammtischen der sogenannten Künstlerkneipen, wo Abends

der Theaterklatsch von Berlin zusammengetragen wurde, die witzigsten Bonmots auf ihn zurückgeführt wurden, er überhaupt der Allerweltsreporter zu sein schien, auf dessen Autorität man sich dreist berufen dürfe, trotzdem er niemals anwesend war.

Endlich, an einem Premièrenabend, bekam ich Gelegenheit, dem Vielgenannten persönlich näher zu treten. In der Vorhalle des Theaters begrüßte ich einen Kollegen, der mit einem bebrillten, langen und hageren Herrn zusammenstand, aus dessen Munde gerade die Worte kamen: „Ich bin neugierig, wo er das Stück wieder gestohlen haben wird.“ Mit dem „er“ meinte er einen bekannten Lustspieldichter, dessen Muse sich in der Provinz angesiedelt hatte (der besseren Nahrung wegen, wie die Spötter behaupteten) und mit dem „Stück“ das „erste Ereigniß der Saison“, das tout Berlin nach langer sommerlicher Trennung wieder herbeigelockt hatte. Das war er also: Herr Anton Deichselberg, der vielbegehrte Autor, der (wie mir mein Kollege rasch zuflüsterte), ein halbes Dutzend „Größen“ mit seinen Ideen versorgte, stiller litterarischer Kompagnon von ihnen war und durch seine Findigkeit ihnen wacker zu

ihrem Tagesruhme verhalf. Nun war mir auf einmal Alles klar, so klar, daß ich mich ein Wenig schämte, von dieser erschütternden Thatsache bisher noch keine Kenntniß gehabt zu haben. Trotzdem heuchelte ich Verständniß und nickte gleichgültig, um nicht für unwissend gehalten zu werden.

Herr Anton Deichselberg schien etwas sehr nervös zu sein, denn er empfahl sich wiederholt mit den Worten: „Entschuldigen Sie, bitte, entschuldigen Sie nur — ich habe noch kein Billet.“ Er stürmte zur Kasse, kam aber sogleich wieder mit trüber Miene zurück und brach in die Klage aus: „Ich weiß garnicht, wie der Mann mich heute wieder behandelt!“ Damit meinte er den Direktor, bei dem er früher einmal Dramaturg gewesen war, d. h. die Reklamenotizen für die Zeitungen zu fabriciren hatte, in denen natürlich immer neue Lockmittel für das Publikum enthalten sein mußten. Er hatte es denn auch darin zu einer derartigen Fertigkeit gebracht gehabt, daß der Direktor ihm als Neujahrsgratifikation den Titel „Waschzetteldichter“ beilegte und den versammelten Bühnenmitgliedern in einer feierlichen Ansprache davon Mittheilung machte, was dem Dramaturgen

wiederum Veranlassung gab, diesen erhebenden Vorgang, in ein Dutzend Zeilen gefaßt, den Zeitungsredaktionen zur Verfügung zu stellen, damit das große Publikum das Theater nicht aus dem Gedächtniß verliere.

Als der Bühnenleiter sichtbar wurde, der wie eine kleine Majestät herangeschritten kam, wagte sich Deichselberg schüchtern an ihn heran, ungefähr wie Jemand, der das Feuer fürchtet, weil er es kennen gelernt hat. „Wie, heute zur Première, wo das Haus ausverkauft ist?“ hörte ich den Gewaltigen schreien. „Das geht nicht. Morgen oder übermorgen. Ueberhaupt Sie —!“ Er dämpfte dann seine Stimme, und Beide schienen zu unterhandeln.

Endlich kam Deichselberg mit einem Billet zurück. Er schien mich seines Vertrauens für würdig zu halten, denn er klagte mir unverhohlen sein Leid: „Er will immer Alles umsonst haben, deshalb behandelt er mich so. Ich soll wieder Stücke für ihn lesen. Wenn er sagt lesen, dann möchte er sie gleich bearbeitet haben, damit sie was taugen. Dabei hat er neulich eins von mir zurückgewiesen. Schon 's dritte. Er behauptet immer, es wäre nicht Original und er könnte meinen Namen nicht auf den

Zettel setzen lassen. Die Presse würde über ihn herfallen, und er hätte den Schaden davon, 'n schlechter Platz, den er mir gegeben hat. Letzte Reihe hinter der Säule."

Alles das sagte er nicht im Tone des Vorwurfs oder des Grolles, sondern durchaus resignirt, in einer gewissen Demuth, die mit der Zeit gelernt hat, sich in das Unabänderliche zu fügen. Das gefiel mir an ihm und nahm mich für ihn ein.

„Sie haben's gut, Sie haben's gut," fügte er mit einer gewissen Wehmuth hinzu. „Sie haben's erreicht und brauchen sich das nicht bieten zu lassen. Ich aber komme mir manchmal vor wie ein geschlagener Mann, der dazu verurtheilt ist, Zeit seines Lebens die Kastanien für Andere aus dem Feuer zu holen." Er war nahe daran, mit seiner Lebensgeschichte zu beginnen, als das erste Klingelzeichen ertönte, und so trennten wir uns. Zuvor aber preßte er mit fast aufdringlicher Zärtlichkeit meine Hand, als müßte er sich in der Wüste seines unverstandenen Daseins an einen Menschen klammern, der allein ihn verstehen würde, und sagte mit herzlicher Offenheit: „Sie müssen mich besuchen, gerade Sie, ich hätte Ihnen viel zu erzählen.

Sie können Stoff von mir bekommen. Es wird Sie interessiren."

Den etwas mitgenommenen Zylinderhut in der Hand, den von der Sonne ausgezogenen Paletot über dem Arm, schwenkte er ab, so daß die letzten Reste seiner Lockensträhnen mit den Schößen des langen Rockes über den hellkarirten Beinkleidern, um die Wette flatterten.

In der großen Pause entdeckte ich ihn dann wieder, wie er im Foyer zwischen den Premièrentigern, die sich in ganzen Rudeln eingefunden hatten, umherstreifte und ziemlich heftig Kritik an dem Stück übte, wobei er sich allerdings hin und wieder vorsichtig umblickte, als könnte ihm seine Offenheit von irgend einer Seite übel vermerkt werden. Ueberall schien er bekannt zu sein, denn er theilte Händedrücke aus und steckte solche ein. Auch schien man gern auf seine Auseinandersetzungen zu hören.

„Aber ich bitte Sie," hörte ich ihn mit seiner dünnen Stimme sagen, „die ganze Scene ist aus einem alten Labiche. . . . Er hat nur die Situation ein Wenig verschoben und sich den Brei nach Gutdünken zurecht gemacht. Natürlich merkt's Niemand, denn die Sauce schmeckt ja, das ist die Hauptsache. Labiche würde wieder

lebendig werden und vor Scham zum zweiten Male sterben, wenn er diesen Beifall gehört hätte!" Während er seine Hände immer heftiger gebrauchte, schien er seine Bescheidenheit verloren zu haben. Es war, als müßte er diesen Theaterfexen seine Kenntnisse einmal gründlich beweisen — diesen Ignoranten, denen die Litteratur ein Buch mit sieben Siegeln war und die nur zu jeder Erstaufführung liefen, um dabei zu sein, falls sich ein Skandal entwickeln sollte.

Das Stück hatte einen großen äußeren Erfolg. Leider konnte ich an diesem Abend nicht mehr feststellen, welchen anderweitigen „Entlehnungen" der „deutsche Scribe" seinen Ruf zu verdanken habe.

Nicht lange darauf, an einem Nachmittage, fuhr ich dann nach der weit entlegenen Weißenburgerstraße, um einen Blick in die Werkstatt des vielbeschäftigten Herrn Deichselberg zu werfen. Schon als ich die etwas unsauberen Treppen emporstieg, wurde es mir klar, daß ich keinen jener beneidenswerthen Bühnenautoren antreffen würde, für die man neuerdings die hübsche Bezeichnung „Tantièmen-Onkel" erfunden hat. Diese Ueberzeugung wurde noch stärker in mir

wach, als ich das zweifenstrige, nur nothdürftig möblirte Zimmer betreten hatte, in dem sich auffallend viel Stühle befanden, die alle mit Bergen von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften bepackt waren. Selbst das Bett war an diesem Tage nicht verschont geblieben und wie besät mit den bekannten Heftchen der Leipziger Universal-Bibliothek, aus denen verschiedene lose Blätter auf die Diele gefallen waren. Einsam hing eine Weste auf einem mageren Kleiderständer, und noch einsamer stand der Zylinderhut umgestülpt neben dem schiefen Papierkorb in der Nähe des Schreibtisches, gerade, als hätte sein Besitzer in einer gewissen Vorahnung ihn dazu auserwählt, verschmierte Manuskripte aufzunehmen, falls das Korbgeflecht überfüllt sein sollte.

Deichselberg zeigte sich in sehr luftigen Hemdsärmeln, woraus ich schloß, daß er seine dichterische Herkulesarbeit nur in ungenirtestem Aufzuge verrichten könne. Ich hatte mich auch nicht ganz geirrt. Er war gerade dabei, einen Vierakter zu „wenden", d. h. einige Scenen aus dem letzten Akt in den ersten zu verlegen, wie er sich mit Galgenhumor ausdrückte. Während er mit der Bitte um Entschuldigung in sein

Hausjaquet schlüpfte, das er mit einer kühnen Armbewegung vom Fenster hergelangt hatte, gab er wiederholt seiner Freude über meinen Besuch Ausdruck, den er gar nicht mehr erwartet habe. Man verirre sich so selten zu ihm hieraus, selbst der Geldbriefträger lasse sich schon seit mehreren Wochen bei ihm nicht mehr blicken.

„Nach den vielen Stühlen hier zu urtheilen, müssen Sie einen großen Kundenkreis haben," sagte ich, um mich bei ihm gut einzuführen.

Er schüttelte mit dem Kopf und erwiderte etwas tragisch: „Man hat mir neulich meinen Bibliothekschrank abgepfändet, das einzige Möbelstück, das mir gehörte. Daher. Irgendwo muß ich meine Bücher doch unterbringen, ich muß sie auch stets zur Hand haben, denn sie sind mein Werkzeug, sozusagen die zerstreut herumliegenden Geistesähren, die ich zu meiner Ernte zusammensuchen muß. So macht man eben heutzutage Stücke."

Als ich mich unwillkürlich umblickte, schien er meine Gedanken zu errathen, denn sofort fügte er witzig hinzu: „Sie suchen wohl nach den ‚Fliegenden Blättern'? Die sind auch da. Zehn Jahrgänge, da hinten liegen sie. Ich

habe mir einen Auszug sämmtlicher verwendbarer Witze und Scherze gemacht. Alles sehr sauber registriert von A bis Z und sogar die Situationen vermerkt, wozu man sie gebrauchen könnte. Von einem guten Witz hängt manchmal der ganze Aktschluß ab. Ich erinnere nur an das Schlußwort in der „Ehre". Das Publikum geht dann befriedigter aus dem Theater. Das Abendbrot schmeckt auch besser. Man muß es nur nicht mit dem Publikum verderben. Das ist die Hauptsache.

„Das Publikum, das Publikum,
Das ist im Grunde doch recht dumm,"

deklamirte er, wobei ich zu meiner Freude auch schauspielerisches Talent an ihm entdeckte. Dann fuhr er wieder im Redeton fort: „Aber um Himmelswillen nichts davon merken lassen, das darf man nur denken, niemals aussprechen. Nur nicht ans Publikum tippen, denn das zahlt. . . . Uebrigens kann man die Witze des Anderen dreist benutzen, ohne sich des geistigen Diebstahls schuldig zu machen. Witze sind bekanntlich Augenblickseinfälle, die nur durch die Anregung eines Zweiten oder Dritten entstehen. Also sind sie keine eigentliche Originalproduktion, die gesetzlich geschützt ist. Viele Wege führen

nach Rom, und viele Urheber hat ein Witz. Den Witzen geht's wie den Gläsern in der Kneipe: sie sind für Alle da. Jeder kann daran nippen, ohne zu wissen, wem es vorher daraus geschmeckt hat. Das wissen unsere modernen Lustspieldichter und Possenfabrikanten recht gut, deshalb haben sie auch Erfolg."

Da mir seine Auslegung bezwingend erschien, erwiderte ich nichts.

Er hatte indessen einen Stuhl umgekippt, so daß ein Stoß Zeitschriften zur Erde fiel, und bedauerte dann sehr, mir keine Zigarre anbieten zu können, da er nur Zigaretten rauche. Hin und wieder erblickte ich denn auch die Ueberreste einer solchen, die er als Lesezeichen in ein Buch eingeklemmt hatte. Ich bat also, mir selbst eine Zigarre meinem Etui entnehmen zu dürfen, und da ich ihm auch mit einer Zigarette dienen konnte, die er „augenblicklich" ebenfalls nicht bei der Hand hatte, so waren wir bald in Dampfwolken gehüllt und in ein anregendes Gespräch über moderne Theaterstücke vertieft.

Ich wurde in die Geheimnisse der „Mache" eingeweiht und bekam Rezepte zu hören, die ich mir bei meinem gesunden Zustande niemals hätte träumen lassen. Bisher hatte ich stets

angenommen, daß ein wirklicher Dichter ein Mann sei, der selbst in der kleinsten Studie ein Stück seines eigenen Denkens und Fühlens gebe, nachdem er aus dem Seelenzustand und dem Antlitz anderer genügend „excerptirt" hatte. Herr Anton Deichselberg belehrte mich eines Besseren. Und je mehr verblüffter ich that, um so mehr lachte er, um so redegewandter gab er die großen Erfahrungen seiner Praxis zum Besten.

„Wissen Sie was?" rief er lebhaft aus. „Ich wette Tausend gegen Eins, daß unter sämmtlichen Stücken der letzten fünfundzwanzig Jahre nicht zehn sind, die man als Original im wahren Sinne des Wortes bezeichnen dürfte. Ich meine natürlich nur die leichte Waare, die Lustspiele, Schwänke und Possen, die zu Dutzenden den Markt überschwemmen und ebenso schnell verpuffen, wie sie aufgetaucht sind."

Und er begann mir aufzuzählen, wem er schon gedient habe. Der große X habe ihm netto hundert Mark gegeben für Aufstellung des „Geripps" zu seinem allbekannten Lustspiel „Der goldene Frosch." Außerdem seien ihm noch fünfzig Mark extra versprochen worden, falls einige Situationen gut „einschlagen" sollten.

Leider habe sich X später sehr schofel benommen und sein Wort nicht gehalten. Er, Deichselberg, habe es doch nicht ahnen können, daß ein findiger Kritikus großen Radau darüber schlagen würde, daß die Wäscherechnung im dritten Akt genau mit derjenigen des französischen Originals übereinstimme, das sich zufälliger Weise in der Redaktionsbibliothek befand.

Für hundert Mark könne man doch nicht verlangen, daß er sich noch hinsetze und deutsche Wäscherechnungen erfinde! Es sei schon genug, wenn er die Scenen und Situationskomik aus zwanzig verschiedenen Akten zusammentrage, um mit richtigem Instinkt für die Bühnenwirkung, das Brauchbare herauszusuchen und zusammenzustückeln. Schließlich könnten die großen Autoren, mit denen er arbeite und die das Fett abschöpften, auch etwas thun und Handlung und Entwickelung hineinbringen. Aber die Herren machten sich die Sache sehr bequem, nähmen eine Hand voll Witze, streuten sie über das Ganze, ließen dann ihren Namen recht groß drucken und heimsten die Tantièmen mit Schmunzeln ein.

Noch viel erzählte mir der große Techniker

und Pfadfinder im Urwalde der Bühnenlitteratur von seinen Beziehungen zu berühmten Leuten: von dem genialen Y, dem er kontraktlich verpflichtet sei, alle vier Wochen eine neue „Idee“ nebst „Aufbau“ zu unterbreiten, und in dessen Villa bei Dresden er schon manchmal dinirt und soupirt habe, natürlich immer unter vier Augen, damit die Idee nicht nochmals gestohlen würde.

Auch von dem vielbewunderten Z sprach er, der pro „brauchbaren“ Akt fünfundvierzig Mark zahle, in baar, nicht etwa in faulen Koupons, und (nebenbei gesagt) noch einer der Anständigsten sei, denn er honorire gute Witze extra; auch zu Weihnachten zeige er sich regelmäßig erkenntlich und habe ihm sogar einmal einen Lorbeerkranz aus Pfefferkuchen gestiftet, mit der schönen, zuckerirten Aufschrift: „Eines thut immer noth: Das Gute zu nehmen, wo man es findet.“

Dann mußte ich noch staunen über seine Belesenheit. Er kannte alles: von Racine, über Dumas, Sardou und Feuillet hinweg bis auf Blum und Toché, Busnack, Bisson und Feydeau. Von Goldoni bis auf Verger. Labiche war vor allen Dingen sein Mann. In dessen alten

Schöpfungen konnte man immer aufs Neue kapern, ihn immer aufs Neue auspressen, aufputzen und ihm einen frischen Anstrich geben.

„Die Sache ist sehr einfach," sagte er wieder, nachdem er Luft geschöpft hatte. „Man nimmt ein großes Sieb, nimmt eine Menge Akte der verschiedensten Stücke, wirft sie hinein, schüttelt sie tüchtig durcheinander und greift dann aufs Geratewohl zu. Es wird sich immer Etwas finden, was zusammen paßt. Man weiß nicht mehr, was zusammengehört, und das giebt Muth, das Tollste zu wagen. Dann geht's ans Schneiden, Flicken und Zusammenkleistern. Maß muß natürlich auch genommen werden, damit Alles in das richtige Verhältniß kommt. Ueberdies darf das Stück nicht zu lange spielen. Denn die Kritiker, die schon für den andern Morgen schreiben müssen, lassen's sonst den Autor fühlen."

Es klopfte. Herein trat der Postbote, der ein Packet aus Paris ankündigte, mit der Frage, ob man es selbst abholen wolle, oder ob die Post es bringen solle.

„Es sind Bücher aus Paris, die neuesten Erscheinungen der Theaterlitteratur, ich muß immer auf dem Laufenden bleiben," rief Deichsel-

berg vergnügt aus, nachdem der Postmensch sich entfernt hatte. Schon längst war mir eine große Kiste aufgefallen, die neben dem Bett stand und mit zerlesenen französischen Büchern gefüllt war. Wiederum errieth er meine Gedanken, deutete auf die Kiste und fuhr fort: „Was da drin liegt, habe ich bereits ausgepumpt. Alles ist in meinem Gedächtniß, aber ich siebe es immer aufs Neue durch, da findet sich immer noch etwas. So macht man eben heute Stücke."

Ich war befriedigt. „Wissen Sie was?" sagte ich, nachdem ich mich erhoben hatte. „Sie sollten sich unten ein Schild anbringen lassen, mit der Aufschrift: „Anton Deichselberg, Bühnen-Konfektionär. Hier werden Theaterstücke gewendet, für jeden Bedarf zurechtgestutzt und neu garnirt. Garantie bis zum Durchfall."

Er lachte aus vollem Halse, drehte sich vor Heiterkeit im Kreise und rief dann aus: „Bühnen-Konfektionär, wahrhaftig, das ist die richtige Bezeichnung für mich. Nun weiß ich erst, was ich bin, ich armer Kerl!" Sein Lachen verschwand plötzlich, und trübe und wehmüthig blickte er auf den alten, halb zerfetzten Teppich zu seinen Füßen.

Er war wohl ärmer, als er dachte, und wußte kaum, in was für einem Lebenssumpf er steckte. Ich wollte ihn in seiner stillen Betrachtung nicht stören und empfahl mich mit einem Händedruck.

Der Omnibusonkel.

In einem Omnibus hatte Theodor Klopsch seine Liebe begraben, oder besser gesagt: hatte er sie zu Grabe tragen sehen.

Als er eines Tages gegenüber seiner langjährigen Wirthschafterin, der ebenso soliden wie häßlichen Minna Wachtel, der er fast alle seine täglichen Erlebnisse anzuvertrauen pflegte, das Eis gebrochen hatte, und sie davon nicht besonders traurig berührt zu sein schien, fügte er mit gutem Humor hinzu:

„Ich sehe Ihnen schon an, daß Sie das etwas komisch finden; aber, meine beste Wachtel, im Leben ist doch alles möglich! Andere kommen durch Briefe dahinter, die an die falsche Adresse gerathen sind, oder sie hören von einem geheimen Rendezvous, das ihnen die Augen öffnet. Dann kommt es auch vor,

daß man die Ungetreue im Theater überrascht, wie ich neulich gehört habe. Mir war es eben beschieden, mich von der Falschheit meiner Braut im Omnibus zu überzeugen. Ich saß oben — damals schon! — und sie saß unten. Und während ich vor Kälte mit den Zähnen klapperte, raspelte sie ganz gemüthlich mit einem Andern Süßholz und wurde warm dabei. Und das Schönste war, ich kam mir ungemein lächerlich vor und wagte mich nicht zu zeigen, aus Furcht, ich könnte mich blamiren und obendrein noch den Spott nach Hause tragen. Später, als mir die Sache gründlich zum Bewußtsein gekommen war, fiel mir der schöne Vers ein, der so recht zu meiner damaligen Lage paßte:

„Und da wollt' er wieder runter,
Und da konnt' er nicht."

Frau Minna Wachtel, die gern lachte, wo es etwas zu lachen gab, hielt denn auch damit nicht zurück, sondern platzte los, daß es durch sämmtliche Zimmer schallte. Und Herr Theodor Klopsch, bereits vernünftig genug geworden, um diese Unart seiner wohlmeinenden Haustyrannin mit Milde aufzufassen, stimmte fröhlich mit ein, und war auch dann noch geneigt, über

sein leidiges Pech im Leben zu lächeln, als Frau Wachtel, bevor sie sich in ihr Reich der Küche zurückzog, etwas malitiös sagte: „Sie waren eben damals schon fürs Billige und rechneten mit dem Pfennig. Hätten Sie zwei Groschen riskirt, dann hätten Sie auch unten fahren können, und wer weiß, wie's dann gekommen wäre."

Klopsch wußte sofort, daß sie damit auf das etwas knappe Wirthschaftsgeld anspielen wollte, und da er es stets für besser hielt, auf derartige versteckte Anklagen niemals etwas zu erwidern, so hüllte er sich auch diesmal in Schweigen, steckte sich seine lange Pfeife an, nahm behaglich in der Ecke des Sophas Platz, verfolgte mit seinen Augen die langen Schwaden der Rauchwolken, die durch das Zimmer schwebten, und überließ sich dabei seinen Gedanken, die an die soeben erweckte Erinnerung anknüpften und längst verblichene Gestalten ihm noch einmal in ihrer einstigen Frische vor die Sinne zauberten.

Lang, lang war es her. Zwanzig Jahre lagen zwischen dem Einst und Jetzt. Damals bereits war er nahe an den Vierzigern, aber immer noch simpler Verkäufer in dem Eisen-

waarengeschäft, in das er als blutjunger Mensch eingetreten war, um zuförderst während einer fünfjährigen Lehrzeit sich darin zu üben, im Winter die Finger gegen Frostbeulen zu schützen und im Sommer sich vor dem Winter zu fürchten.

Als Junggeselle ohne Vermögen und Anhang, wohnte er mit einem jungen Kollegen aus einer andern Branche zusammen, dessen Vater ein begüterter Mühlenbaumeister aus der Provinz war, der seinen Sohn aber gern den kaufmännischen Beruf hatte ergreifen lassen. Bald fühlte sich Klopsch zu dem etwas leichtlebigen jungen Mann stark hingezogen, und die Folge war ein aufrichtiges Freundschaftsgefühl für ihn.

Eines Tages lernte Theodor eine junge Dame aus guter Familie kennen, die Tochter eines höhern Subalternbeamten, der in einem entfernten Stadttheil wohnte. Er fand Entgegenkommen, und als er der Ueberzeugung zu sein glaubte, daß der Unterschied der Jahre zwischen Beiden nicht als Hinderniß einer etwaigen Verbindung aufgefaßt wurde, trat er aus seiner Schüchternheit heraus, ging bei den Eltern direkt auf sein Ziel los und wurde gut

aufgenommen, als er Beweise für seine geordneten Verhältnisse beibringen konnte.

Acht Wochen lang schwelgte er in Seligkeit. Fast jeden Abend, sobald er im Geschäft entbehrlich geworden war, bestieg er den Omnibus, der in der Nähe seinen Halteplatz hatte, und fuhr nach der Wohnung seiner Braut. Auf dieser Omnibusfahrt, die dreiviertel Stunden dauerte und ihn mitten durch die Stadt führte, vorbei an modernen Palästen und schließlich durch winkelige, schmale Straßen mit baufälligen Häusern, nach deren Dächern er beinahe hätte greifen können, spann er Träume für die Zukunft, erholte er sich nach des Tages Last und Mühe in tollen Phantasien.

Sein junges Glück sollte aber eine jähe Wendung nehmen. Bella, die Angebetete, hatte noch eine ältere, etwas häßliche Schwester. Als Menschenfreund, der Theodor stets war, kam er auf den Gedanken, es müßte sich sehr schön ausnehmen, wenn sein Freund und Wohnungskamerad, der flotte Ernst, sein Schwager werden würde.

Er führte ihn also in die Familie seiner Braut ein, wo der schmucke Mensch mit seinem gewandten Benehmen denn auch mit offenen

Armen empfangen und bald ein gern gesehener Gast wurde. Da er die Braut seines Freundes bisher noch nicht kennen gelernt hatte, so konnte er sich nicht vorstellen, daß vernünftige Eltern einem beinahe Vierzigjährigen ihre jüngere Tochter zur Frau geben könnten, während es doch richtiger gewesen wäre, die ältere zuerst versorgt zu sehen. Er verliebte sich also Knall und Fall in Bella, und auch diese entdeckte allmählich ihr Herz.

Theodor Klopsch, der, wie alle vertrauensseligen Menschen, die stark zu naiven Auffassungen neigen, hin und wieder ein Wenig mit Blindheit geschlagen war, merkte nichts eher, als bis er eines Abends wieder auf das Trittbrett des Omnibus gesprungen war, der sich diesmal bereits auf der Fahrt befand. Zufälliger Weise saß unten, ganz im Hintergrunde, nur ein Pärchen, das ohne Rücksicht auf seine Umgebung zärtliche Küsse austauschte, als Theodor gerade im Begriff war, dem Kondukteur das übliche Zehnpfennigstück in die Hand zu drücken, um ihm das Besteigen des Verdeckes zu ersparen.

Und als er dann in dem Pärchen seine Braut und den ungetreuen Freund entdeckte,

war er so aus allen Himmeln gefallen, daß er nicht den Muth fand, sich zu zeigen oder wenigstens bemerkbar zu machen. Beschämt über sich selbst stolperte er die eiserne Stiege hinauf, um sich seinen quälenden Gedanken zu überlassen und einen Entschluß zu fassen.

Die Folge von Allem war, daß Bella erklärte, sich in ihrer Liebe zu ihm geirrt zu haben und ihn bat, ein für allemal auf sie zu verzichten. Auch die Eltern fanden in diesem Verwechseln der Herzen nichts besonders Auffallendes. Der Schwiegervater hatte die Freundlichkeit, dem Betrogenen die ältere Tochter Klara als „Ersatz" anzubieten, wofür sich jedoch Theodor bestens bedankte, mit der Motivirung, daß er Handelsgeschäfte um Herzen nicht mache.

So war er denn der Einzige, der den ganzen Vorgang tragisch auffaßte und das doppelte Unglück hatte, mit der Braut zugleich den Freund zu verlieren. Lange Zeit trug er den Schmerz des betrogenen und zugleich beleidigten Mannes still mit sich herum. Das Schlimmste war, er hatte Bella wirklich geliebt, mit jener tiefen und ernsten Neigung, die bei verschlossenen Naturen oft von unermeßlicher Wirkung ist.

Um das erlittene Gefühl der Demüthigung zu ersticken, stürzte er sich in doppelte Thätigkeit, wofür ihm denn auch eines Tages, ohne daß er es erwartet hatte, reichliche Belohnung wurde. Sein Chef, der schon seit Langem von einem rheumatischen Leiden geplagt wurde, bot ihm die Uebernahme des Geschäftes an, und zwar unter dem allerweitesten Entgegenkommen, so daß Theodor kurz entschlossen zusagte und somit über Nacht Herr im großen Lager wurde.

Sein eiserner Fleiß, seine Anspruchslosigkeit, gepaart mit Solidität, zogen das Glück noch mehr an, als es dem Vorgänger bereits beschieden war. Es dauerte nicht lange, so hatte er nicht nur die Schuld an seinen Wohlthäter abgetragen, sondern auch sich selbst einen klingenden Fonds geschaffen, der seine kaufmännische Existenz zu einer unerschütterlichen machte. Nun wäre es ihm zwar leicht geworden, sein Schiff in den Hafen der Ehe zu steuern, denn nicht nur versteckte, sondern auch offene Angebote heirathslustiger junger Mädchen und Wittwen, deren Vater er hätte sein können, kamen ihm von allen Seiten zu; aber er verspürte keine Lust mehr, sich zu binden, trotzdem

er sich wohl sagte, daß nun, wo er seiner Frau ein sorgenfreies Leben bieten konnte, an eine Wiederholung seines Pechs nicht mehr zu denken sein werde.

Das jedoch gerade machte ihn noch mißtrauischer, denn er sagte sich nun, daß man ihn mehr seines Geldes wegen haben wolle als seiner persönlichen Eigenschaften wegen. So beschloß er denn, Junggeselle zu bleiben.

Fünfzehn Jahre lang schaffte er noch tüchtig als Besitzer des Geschäfts, dann verkaufte er es überaus günstig und setzte sich zur Ruhe, um sich den Rest seines Daseins nunmehr so bequem wie möglich zu machen. Kaum jedoch hatte er das neue Leben des Nichtsthuns vier Wochen lang geführt, als ihn die Langeweile zu packen begann und er wirklich in Verlegenheit darüber gerieth, wie er die Stunden nach dem Nachmittagsschläfchen bis zum Abend wohl am besten hinbringen könnte.

An einem Septembernachmittag zwischen fünf und sechs Uhr schritt er von seiner Wohnung, die immer noch in der Nähe seines einstigen Geschäfts lag, über den Platz, auf dem die Omnibusse hielten. Und während er so langsam, den Blick zu Boden gerichtet,

dahinging, fiel ihm die Zeit vor vielen Jahren ein, wo er so oft des Abends diesen Weg genommen hatte, um sich mit jugendlicher Begeisterung auf das Verdeck zu schwingen. Und plötzlich hatte er die Empfindung, er müsse es auch jetzt wie einst thun, um dem Pfade verrosteter Liebe nachzuspüren.

Wirklich, das war eine Idee! Zum Ueberfluß erhielt er noch eine Ermunterung, die er kaum erwartet hatte. Der Kondukteur, der plaudernd neben dem Kutscher stand, legte bei seinem Anblick die Hand an die Mütze, nickte wie zum Gruße lächelnd und sagte treuherzig: „Sind lange nicht mit mir gefahren, Herr Klopsch.“ Und als Theodor stutzte und ihn aufmerksam betrachtete, hegte er keinen Zweifel mehr: er hatte denselben Kondukteur vor sich, der ihm damals so oft das Zehnpfennigstück abgenommen hatte, und für den auch manchmal, wenn er mit Bella unten im Omnibus gesessen hatte, ein Trinkgeld abgefallen war.

„Sind Sie's wirklich noch?“ kam es Klopsch unwillkürlich über die Lippen.

„Jawohl, immerzu, nur 'n Bischen grau geworden mit der Zeit,“ lautete die Antwort.

Aus der weiteren Unterhaltung ging hervor,

daß der Mann sich öfter drüben im Eisenladen Kleinigkeiten gekauft und dabei den Namen seines alten Fahrgastes gehört hatte.

„Sie fahren doch unten, Herr Klopsch?“ fragte der Graubart wieder, dem es als selbstverständlich erschien, daß ein Herr in diesen Jahren nicht mehr auf das Verdeck klettern werde.

„Nein, nein — oben, wie immer,“ erwiderte Theodor, faßte in die Westentasche und reichte dem Kondukteur das doppelte Fahrgeld, um sich für das Beleben der alten Erinnerungen dankbar zu zeigen.

„Nun, mir soll's gleich sein,“ dachte der Alte und zog die Signalleine, damit der Wagen sich in Bewegung setze. „Wenn er für unten bezahlt und oben fährt, dann könnte er das Kunststück von jetzt ab wieder jeden Tag versuchen, das wäre mir schon recht.“

So saß denn nun Theodor wieder hoch oben neben dem Kutscher und fuhr dem entfernten Stadttheil zu, den er seit jenem Unglückstage wie einen unangenehmen Ort gemieden hatte.

Es war ein herrlicher Nachmittag, an einem jener Spätsommertage, wo halb Berlin

unterwegs zu sein scheint, um sich im Sonnenlichte zu baden. In solchen Stunden, wenn die Gluth des Tages sich abgekühlt hat und über die Dächer der Riesenstadt ein leichter Wind zu strömen beginnt, um die Stickluft inmitten der Häuser zu reinigen, ist es wirklich ein Vergnügen, auf sicherer Warte durch die Straßen zu fahren, ganz von dem Bewußtsein erfüllt, daß man nichts zu versäumen habe und für wenig Geld einen großen Theil des Steinkolosses zu sehen bekomme.

Und Klopsch ging ganz in diesem Bewußtsein auf. Je mehr Straßen er passirte, je mehr wurden alte Erinnerungen in ihm wach, die oft, unscheinbar in ihrer Art, ihn lächeln machten oder ernst bewegten. Irgend ein Name eines Schildes fiel ihm wieder auf, den er früher bei jeder Fahrt gelesen hatte, der ihm längst entfallen war, nun aber wieder frisch in seinem Gedächtniß prangte.

Richtig, da stand noch in leuchtenden Buchstaben die Firma „Reißaus & Flüchtig", über deren Kuriosität er so oft gelacht hatte, weil er stets im Zweifel darüber war, wer „sicherer" von beiden Inhabern sei. An einem großen, schmutzigen Thorwege, an dessen Seiten ein

Gewirr von Inschriften in allen möglichen Farben die Blicke auf sich zog, war immer noch die Geschäftsreklame: „Klein gehauene Holzhandlung“ zu lesen, und darunter zog ein riesiger, aber durchaus eintönig gemalter Hund einen kleinen Möbelwagen, der die Aufschrift enthielt: „Fuhren stets im Keller zu jeder Tageszeit um die Ecke.“

Ueber Alles das lachte Klopsch herzlich in sich hinein, gerade wie damals vor zwanzig Jahren, als er ganz dasselbe zuerst gelesen hatte. Sein Lachen aber war behaglicher, milder geworden, gleich dem gedämpften Heiterkeitsausbruch beim Anblick eines guten Bekannten, dessen Laune unveränderlich dieselbe geblieben ist.

Zwanzig Häuser weiter erblickte er auch die kleine, zurückgebaute Kapelle, die sich inmitten zweier Steinriesen so winzig ausnahm, daß der Volksmund von ihr erzählte, jeden Abend kurz vor Mitternacht komme der Küster und nehme sie mit sich in die gute Stube, damit sie nicht gestohlen werde.

Klopsch entsann sich noch ganz genau, daß an Stelle der jetzigen Miethskasernen früher kleine Häuschen gestanden hatten und daß in dem einen ein Schlächterladen gewesen war mit

einer furchtbar dicken Meisterin, die fast den ganzen Raum hinter dem Ladentisch ausgefüllt hatte. Wo mochte sie sein? Vielleicht war sie den Weg allen Fettes gegangen, der schließlich ebenso zum Grabe führt wie derjenige, auf dem die altgewordenen Mageren wandeln.

Plötzlich schreckte er leicht zusammen. Wahrhaftig, da stand sie und lebte noch: in einem neuen, sehr glänzend eingerichteten Laden, in dessen Thür sie augenblicklich keinen Platz für andere ließ. Wie es schien, war sie mit den Jahren noch dicker geworden. Genau wie früher trug sie ein rothes Tuch um Schultern und Taille, als wollte sie all' die Ochsen damit necken, deren leblose Körper dereinst an den Messinghaken hängen mußten.

Klopsch lachte bei ihrem Anblick so laut auf, daß sein Nachbar, ein Arbeiter, unwillkürlich mitlachte, trotzdem er nicht wußte, um was es sich handelte.

Eine Ueberraschung folgte der andern. Denn als der Omnibus, bedenklich schwankend, in die Kleine Hamburgerstraße eingebogen war, konnte sich Klopsch auch davon überzeugen, daß der „Mützenmann" noch vorhanden war, der an der Schwelle seines Flurladens, gerade wie vor

zwanzig Jahren, auf einem alten Stuhl saß und in dem gelben Heft eines Kolportage-romans las.

Ein anheimelndes Gefühl beschlich Theodor, das eine gewisse Stimmung der Befriedigung in ihm erzeugte. Es war ihm, als zöge er in eine Stadt ein, die er vor langer Zeit verlassen hatte und deren Häuser und Menschen selige Erinnerungen in ihm wachriefen. Und wie ein Wanderer, der, endlich in die Heimath zurückgekehrt, zuerst dahin geht, wo er noch das Heim seiner Lieben vermuthet, so lenkte auch Theodor Klopsch vom Endziel der Fahrt aus unwillkürlich seine Schritte in die schmale Seitenstraße hinein, wo seine Braut gewohnt hatte. Erst war er ein Wenig zaghaft, dann aber kam Muth über ihn.

Gleich einem verliebten Jüngling, der ungesehen Fensterpromenade machen möchte, um das holde Köpfchen seiner Angebeteten hinter der Gardine zu erblicken, schlich Theodor die Straße entlang, wobei er spähende Blicke nach der andern Seite hinübersandte, zum zweiten Stockwerk des Hauses hinauf, dessen Fensterreihe noch ebenso schmucklos wie vor Jahren seinem Auge sich darbot.

Und als er diese Heldenthat noch einmal vollbracht hatte und zu der Ueberzeugung gekommen war, daß dort oben fremde Menschen an den Fenstern standen, machte er einen weiten Bogen und ging schließlich in das Haus drüben hinein. Seine Neugierde war sehr rege geworden, und so fragte er ein halbwüchsiges Mädchen nach den Bewohnern des zweiten Stockwerks. Fremde Namen wurden ihm genannt. Ein alter Mann, eine Art Hauswärter, der hinzukam, gab ihm die nöthige Aufklärung. Bellas Eltern waren längst todt. Die älteste Tochter habe gleich darauf die Wohnung aufgegeben und sei zu der verheiratheten Schwester gezogen, wohin, wisse er nicht.

Nach dieser Auskunft erwachten die Erinnerungen in Theodor um so lebhafter. Er warf noch einen großen Blick im Flur herum und auf die Treppe, deren ausgetretene Stufen er so oft mit fast jugendlicher Begeisterung emporgestiegen war, und mischte sich dann wieder unter die Menge auf der Straße, nun wirklich ein großes Gefühl der Einsamkeit im Herzen.

Ein bekannter Brauereigarten in der Nähe fiel ihm ein, wo er in Gesellschaft Bellas ein=

mal einen sehr vergnügten Abend verlebt hatte. Eine Treppe führte zum Garten hinauf, von dem aus man einen freien Blick in das stets wechselnde Straßengewühl hatte. Als Klopsch die offene Halle betrat, die den Garten an der einen Seite abschloß, entsann er sich sogar genau des Winkels, wo sie damals gesessen hatten.

Er nahm Platz, bestellte sich Bier und Abendbrot und ließ, während er aß und trank, in aller Gemächlichkeit die Eindrücke der letzten Stunden noch einmal munter werden. Und als er dann, nachdem er sich eine frische Zigarre angezündet hatte, mit einer Seelenruhe, wie sie nur einem wohlsituirten Rentier eigen ist, das rege Leben unter sich betrachtete, das Gewirr der Menschen und Fuhrwerke aller Art, kam es ihm sehr spaßig vor, daß er aufs Geratewohl diese Fahrt unternommen hatte, ohne einen besonderen Zweck damit zu verbinden.

Dann stellte er sich vor, was für eine schöne Zerstreuung es für ihn wäre, wenn er diese Fahrten von einem Stadttheile zum andern öfter unternähme, um irgendwo Station zu machen und auf diese Art noch auf seine alten Tage Berlin und die Berliner gründlich kennen zu lernen. In seinem Stadtbezirk kannte ihn Jeder=

mann, vermochte er kaum zehn Schritte zu thun, ohne angesprochen und durch allerlei Fragen belästigt zu werden. Hier störte ihn Niemand brauchte er nicht zu befürchten, plötzlich von vier Seiten jäh mit den Worten überfallen zu werden: „Nun, Herr Klopsch, was macht die Kouponscheere? Ich habe gehört, Sie wollen sich nächstens den Wannsee kaufen und ihn zuschütten lassen, um sich mitten darauf eine Villa zu bauen. Ja, wer es so weit gebracht hat!"

Sein größter Aerger war, daß man ihn für reich hielt, und daß seine geheimen Neider, die er wie jeder andre Mensch hatte, ihn von Jahr zu Jahr immer für würdiger erklärten, eine Steuerstufe hinaufzukommen. Und diese Beurtheilung seiner zahlungsfähigen Person fand gerade jetzt statt, wo er seine Zinsen anständig verzehren wollte! Das verleidete ihm manche kleine Extravaganz, die er sich gern gestattet hätte. Um so freier würde er also athmen können, wenn er auf seine „Entdeckungsreisen" ginge.

Da Herr Theodor Klopsch zu jenen alten Junggesellen gehörte, denen man, weil sie sich ihre Natürlichkeit bewahrt haben, das Anhängsel „Original" mit auf den Weg zu geben pflegt,

so wollte er diese Auszeichnung denn auch mit Ehren tragen. So dauerte es denn auch nicht lange, bis in seiner ganzen Nachbarschaft bekannt war, daß zu den Eigenthümlichkeiten, durch die er sich bereits auszuzeichnen pflegte, nunmehr die Gewohnheit hinzugekommen sei, fast täglich, sobald das Wetter nur einigermaßen schön war, gegen Abend das Verdeck eines Omnibus zu besteigen und das große Berlin von einer Vorstadt zur andern zu durchqueren, fast ausnahmslos zu dem Zwecke, sich den Weltstadttrubel von oben zu betrachten.

Seine Bekannten lachten darüber, erfanden den Spitznamen „Omnibusonkel" für ihn, hänselten ihn ganz gehörig und vermochten nicht zu begreifen, wie ein Mann, dem der sechzigste Geburtstag bevorstand, und der seine Beine wahrhaftig lieb haben sollte, lediglich einer Marotte zu Liebe unzählige Mal im Jahr die eiserne Hühnerleiter emporklimmen konnte, um sich womöglich bei der ersten Gelegenheit das Schienbein zu verletzen.

Aber er hatte nun einmal Geschmack an der Sache gefunden und ertrug die kleinen Anzapfungen am Frühschoppenstammtisch mit der Ruhe eines Philosophen. Er hatte eben seine

besondere Anschauung über die Lebensaufgabe alter Herren in seiner Lage.

Andere unbeweibt gebliebene Rentiers, die pünktlich nach der Uhr leben und nur das Bestreben zeigen, den Tag mit Anstand hinzubringen, pflegten beim Spazierengehen die Trottoirsteine zu zählen oder auch die Markthallen zu durchschnökern, ohne etwas zu kaufen; vielleicht auch stundenlang zu Hause den Versuch zu machen, zwei Wanduhren in dieselbe Gangart zu bringen oder in ihrer Stammkneipe zum Aerger anderer Gäste die Vossische Zeitung vom Leitartikel bis zur letzten Inseratenzeile bedächtig durchzulesen.

Herr Theodor Klopsch dagegen hatte seine eigne Passion und das war eben das Omnibusfahren hoch oben auf dem Verdeck.

Sein Vorhaben, sämmtliche Omnibustouren zu benutzen, um nach und nach alle Vorstädte Berlins gründlich kennen zu lernen, hatte er bald aufgegeben. Denn wie mit einer geheimen Macht zog es ihn immer wieder nach dem Schönhauser Viertel hinaus, das er im Stillen oft mit einer ungetreuen Liebe verglich, von deren Wohlergehen er sich tagtäglich überzeugen müsse. Trotzdem hätte er sich niemals ent-

schließen können, hier zu wohnen. Es war ganz merkwürdig: kaum hatte er in dem Brauerei-Ausschank sein Bier getrunken und einen kleinen Imbiß zu sich genommen, so empfand er auch schon wieder große Sehnsucht nach Hause.

Mit der Zeit hatte er sich so sehr an diese Fahrten gewöhnt, daß er sehr mißgestimmt war, sobald schlechtes Wetter ihn verhinderte, die Stadtreise zu unternehmen. Denn unten im Omnibus, eingepferdht wie in einem Kasten, zu sitzen, bereitete ihm keine Freude. Er mußte oben sitzen in freier Luft, wo er mit vollen Zügen athmen konnte. Wie hätte ihm denn sonst auch das Bier und das Abendbrot draußen im Norden schmecken können!

Unter seiner schlechten Laune hatte dann Frau Minna Wachtel sehr zu leiden, denn er lief sehr ungeduldig aus einem Zimmer ins andre, guckte fortwährend nach dem Barometer, sandte sehnsüchtige Blicke zum Himmel hinauf und begann schließlich, um seinem Aerger Luft zu machen, an allerlei Dingen im Haushalt zu mäkeln, was er früher niemals gethan hatte. Dann kam seine Sonderlingsnatur mit Macht zum Vorschein und äußerte sich in kleinen Unausstehlichkeiten.

An einem solchen Nachmittage, wo es seit Stunden bereits „Strippen regnete“, die ganze Stadt im Wasser schwamm und keine Aussicht vorhanden war, daß an diesem Tage noch ein Strahl himmlischen Lichtes hervorbrechen würde, verlor die Wachteln endlich ihre Geduld.

„Nun sagen Sie mir blos, bester Herr Klopsch“, begann sie, nachdem sie gehörig Muth gefaßt hatte, „was haben Sie eigentlich von Ihrem ewigen Omnibusgefahre?“

„Das verstehen Sie nicht“, gab er kurz zur Erwiderung und stieß dann die Rauchwolken aus seiner Pfeife so heftig hervor, daß sie daraus sofort auf seinen gereizten Zustand schließen konnte. „Sie sollten sich nach wie vor mehr um die Küche bekümmern als um mein Thun und Lassen,“ fügte er hinzu.

„Geschieht ja auch, Herr Klopsch“, gab sie ruhig zurück. „Eben deshalb kränkt es mich, daß Sie jetzt so viele Abende außer dem Hause essen.“

„Wo anders giebt's auch noch gute Beefsteaks,“ wendete er ein.

„Früher waren Sie andrer Meinung,“ erwiderte sie abermals. „Da konnte Niemand besser kochen als die Wachteln.“

„Das sage ich auch heute noch," entgegnete er nach einer Pause, „aber Sie werden doch gütigst erlauben, daß ich meinen Appetit dort stille, wo er mir gerade kommt."

Dagegen vermochte sie nichts einzuwenden. Aber einmal im Zuge, ihn herauszufordern, machte sie eine Wendung im Gespräch: „Nächste Woche werden es zwölf Jahre, daß ich treu bei Ihnen ausgehalten habe. Früher hatten Sie mir nie etwas zu verheimlichen. Seitdem Sie aber auf Ihre Entdeckungsreisen versessen sind, bin ich ganz beiseite geschoben. Das schmerzt mich . . . und beleidigt mich. Weil ich es stets gut mit Ihnen gemeint habe und nicht möchte, daß es Ihnen zum zweiten Mal so gehe wie damals . . . . Na, Sie wissen ja schon."

Frau Minna Wachtel verstand es, hin und wieder ihrer Stimme jene gedämpfte, an Demuth grenzende Färbung zu geben, die unter allen Umständen beschwichtigend auf die Erregung ihres Gebieters wirken mußte.

„Wie meinen Sie denn das?" fragte Klopsch, nun wieder gemüthlich geworden.

„Nun, Sie fahren ja wieder ‚oben‘," erwiderte sie keck.

Allmählich verstand er, was sie damit meinte. Er lachte lustig auf, und es dauerte eine ganze Weile, ehe er sich über den heiteren Gedanken zu beruhigen vermochte. Dann sagte er: „Sie glauben wohl, ich könnte auf meine alten Tage noch die Dummheit begehen und heirathen . . . Nein, beste Frau Wachteln, Ihre Prophetengabe in allen Ehren, aber diesmal haben Sie sich verrechnet."

„Alte Liebe rostet nicht," gab sie mit einem Achselzucken zurück.

Ihre Bestimmtheit machte ihn stutzig, und als er sie verblüfft und zugleich fragend ansah, fügte sie mit derselben Ruhe hinzu: „Man macht sich doch auch seine Gedanken, die manchmal nicht trügen. Und wenn man etwas in der Zeitung liest und sich Ihre Herzensgeschichte von damals mit Ihrer Omnibuswuth zusammenreimt, dann wird man wohl das Richtige getroffen haben."

Nun wurde ihm die Sache doch zu toll, er brauste aufs Neue auf und drang in sie um Aufklärung.

Ohne ein Wort zu sagen, ging sie ins Nebenzimmer, kehrte wieder zurück und reichte ihm ein zerknittertes Zeitungsblatt hin, tippte

auf eine Stelle desselben und verschwand stumm, nicht ohne ihm noch zuvor einen vielsagenden Blick zugeworfen zu haben.

Es war Dämmerung im Zimmer. Er trat ans Fenster und las die Anzeige vom Tode Dessen, für den er einst wahre freundschaftliche Gefühle gehegt und der ihm die Geliebte entfremdet hatte. Die Nachricht ging von Frau und Kindern aus und pries in überschwenglicher Art die Eigenschaften des Verstorbenen.

Theodor Klopsch sah nach dem Datum des Blattes und fand, daß bereits ein Jahr verstrichen, seitdem es erschienen war. Nun begriff er Frau Wachtels Andeutungen erst völlig. Sie hatte ihn in dem Verdacht gehabt, er könnte Kenntniß von der Wittwenschaft seiner einstigen Braut gehabt haben und bereits auf dem besten Wege sein, seine Bewerbungen wieder aufzunehmen. Trotzdem das Unerwartete ihn ernst gestimmt hatte, mußte er lächeln. Dann aber verfiel er in jenes tiefe Nachdenken, das eine Folge schmerzlichen Erinnerns ist. Nun rollten die Jahre zurück, trat das Gewesene wieder vor sein inneres Auge. Und plötzlich, während er in einer Erregung, die er nicht

begriff, durch das Zimmer schritt, erwachte mächtig die Sehnsucht in ihm, Diejenige, die allein Schuld daran hatte, daß er ein schrullenhafter Junggeselle geblieben war, noch einmal wiederzusehen. Nicht, daß er die Absicht hegte, sich ihr zu nähern — nein, sie nur noch einmal unbeobachtet zu schauen, das wäre ihm Bedürfniß seines Herzens gewesen.

Es war der stille, bescheidene Wunsch eines Mannes, der, den Abend seines Lebens vor Augen, sich zum letzten Mal an einem Sonnenblick seiner glücklichsten Jahre erquicken möchte. Ja, Frau Wachtel hatte Recht: „Alte Liebe rostet nicht.“ Jetzt, wo die einstige Angebetete wieder frei war, empfand Theodor das Wundersame, das in den Worten lag. In den nächsten Minuten aber bereits schalt er sich einen Narren, der sich tollen Hirngespinsten hingebe. Schließlich ärgerte er sich, erst nach so langer Zeit von der Todesnachricht Kenntniß erlangt zu haben. Er pflegte doch sonst beim Morgenkaffee den Inseratentheil seiner Zeitung sorgfältig zu studiren.

In der Dunkelheit im Zimmer, am Fenster stehend, spann er seine Gedanken weiter. Er hatte das Leben des einstigen Freundes nicht

weiter verfolgt, nur gelegentlich davon gehört, daß dieser das Haus seines Vaters in der Provinz übernommen habe, dann aber wieder in Berlin als Inhaber irgend eines Geschäftes aufgetaucht sei. Im Uebrigen hatte Theodor kein Verlangen gezeigt, diese Spuren weiter zu verfolgen, weil er die alte Wunde nicht aufreißen wollte.

Wenn sie in Berlin war, mußte sie doch irgendwo wohnen. Er zündete ein Licht an, und mit einer Behendigkeit, die ihm Frau Wachtel niemals zugetraut hätte, bestieg er einen Stuhl und holte von einem Schrank das dickleibige Adreßbuch herunter, in dem er nach dem Namen Franke zu suchen begann. Es waren aber so viele Frankes vorhanden, die sich Kaufmann nannten und deren Vornamen mit einem F. begannen, daß sein Forschen nutzlos blieb.

Er überlegte und kam schließlich zu dem Ergebniß, daß das Einfachste wäre, das Einwohnermeldeamt aufzusuchen, um dort die Adresse zu erfahren.

Am anderen Tage war er auch bereits auf dem Wege dorthin, als er sich plötzlich wieder besann und umkehrte. Er kam sich wie ein

Thor vor, der noch im hohen Alter das kindische Verlangen zeigt, sich an dem flüchtigen Gebilde von Seifenblasen zu ergötzen. „Theodor sei kein Esel," sprach er halblaut vor sich hin. „Du könntest vielleicht zum zweiten Mal den Laufpaß erhalten."

Seitdem Frieden über ihn gekommen war und er in behaglicher Ruhe sein Dasein genoß, scheute er jede Aufregung, und so nahm er sich nunmehr fest vor, die plötzlich in seinem Herzen aufgezüngelte Flamme zu ersticken. Weshalb sich auch aufs Neue Qualen zu bereiten, die vielleicht doch nur in einer Enttäuschung geendet hätten! Wer das Feuer einmal kennen gelernt hat, der fürchtet es.

Eine ganze Woche blieb es schlechtes Wetter, zum großen Verdruß Theodors, der dadurch völlig aus seinem seelischen Gleichgewicht gebracht wurde. Dann aber kam die Erlösung für ihn. Der Oktober nahte und brachte trockene Tage mit klarem Himmel.

Eines Abends, später als sonst, fuhr Klopsch wieder seinem heimischen Stadttheile zu. Während er, in Gedanken versunken, die erleuchteten Fenster der ersten Stockwerke an sich vorüberziehen ließ, war es ihm plötzlich, als

erblickte er in einem Zimmer ein bekanntes Gesicht. Man befand sich in einer alten, schmalen Straße, deren niedrige Häuser zum größten Theil noch ehrwürdige Giebeldächer zeigten. Der Omnibus fuhr hart am Bürgersteig dahin, und plötzlich bekam er einen Ruck und blieb stehen. Ein Lastwagen, der, unvermuthet aus einem Thorweg herausrollend, die Straße quer durchschnitt, hatte die Pferde zum Stehen gebracht. Wie aus einem Traum fuhr Theodor empor und starrte vor sich in den erleuchteten Raum. Er blickte in ein kleines, dürftig eingerichtetes Zimmer, an dessen großem Tisch in der Mitte eine Anzahl Kinder um eine Schüssel dampfender Kartoffel saßen. Eine magere Frauensperson mit spitzen Zügen machte sich an dem Tisch zu schaffen. Am Fenster, hell beleuchtet vom Licht der Lampe, stand eine zweite schwarzgekleidete Frau und blickte, mit müdem Ausdruck in den abgehärmten Zügen, auf die Straße.

Ja, das war sie! Und die Andere war die Schwester! Zwei Jahrzehnte hatten nicht vermocht, das Bild der einst Geliebten aus Theodors Gedächtniß zu bringen. Ein Zittern befiel ihn, denn sein Herz begann wie in jungen

Jahren zu klopfen. Unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich seiner, die ihn hinderte, rasch einen Entschluß zu fassen. Erst als der Omnibus um die nächste Straßenecke bog, bekam er seine Fassung wieder. Er stieg herunter und kehrte in die Gasse zurück. Bald fand er das Haus, das er suchte.

Im Paterregeschoß wohnte der Hauswirth, ein kleines, verbissen aussehendes Männchen, das zuerst kurz angebunden war, dann aber Theodor die nöthige Aufklärung gab. Was er geahnt hatte, wurde ihm nun bestätigt: im ersten Stockwerk herrschten Noth und Elend, die Folgen von geschäftlichem Ruin des verstorbenen Ernährers. Das Aergste stand bevor, denn die Miethe war seit Monaten nicht mehr bezahlt worden. „Sonst sehr brave Frauen, fleißige, artige Kinder, aber leider, leider — kann ich nicht länger warten," lautete das wiederholte Klagen des kleinen Männchens.

Theodor Klopsch war tief bewegt. Er zauderte nicht lange, holte einen Hundertmarkschein hervor, legte noch einiges Kleingeld dazu, ließ sich eine Quittung darüber geben und ließ so nebenbei durchleuchten, daß er ein Verwandter der Familie sei,

der sich auch demnächst der Kinder anzunehmen gedenke.

„So, so, das ändert die Sache," sagte das vertrocknete Männchen, fand nun Alles in der Ordnung und begleitete mit einer tiefen Verbeugung den Wohlthäter bis zur Thür.

Draußen blieb Theodor eine Weile gedankenvoll stehen. Sein Herz drängte ihn, hinaufzugehen, gleich in dieser Stunde seine Hilfe anzubieten, aber sein Stolz hielt ihn davon ab. Ja, er wollte sich Derjenigen annehmen, die ihn einst belogen und betrogen hatte, somit edle Rache üben, aber es sollte im Geheimen geschehen, ohne daß sie wußte, woher die Hilfe kam. Seine Hoffnungen waren zerstört und begraben, aber die Erinnerung sollte blühen und weitersprossen und ihm das Ende seines Daseins erleichtern helfen. Denn das Schönste blieb doch immer das Bewußtsein, uneigennützig gehandelt zu haben.

„Nun, Sie sind ja heute so gut aufgelegt, wie lange nicht, Herr Klopsch," sagte Frau Wachtel an demselben Abend noch, als ihr Gebieter sich sogar zu einem heiteren Pfeifen verstieg.

„Ich habe wieder eine Entdeckung gemacht,

diesmal eine kapitale," gab er launig zurück.

„Wieder ‚unten'?" fragte sie etwas boshaft.

„Nein, diesmal oben," erwiderte er kurz und hüllte sich dann in Schweigen.

Frau Wachtel verschwand mit einem etwas verblüfften Gesicht, tröstete sich aber mit dem Gedanken, daß „etwas Ernstliches" nicht vorliegen könne, weil das weibliche Geschlecht „oben" noch nicht fahren durfte.

Ein Förderer der Kunst.

Seit einer halbe Stunde bereits wartete Hugo Münzer in dem kleinen Vorsalon, der neben dem Arbeitszimmer des Gewaltigen lag.

Er stand wie auf Kohlen. Während er noch immer die Photographien moderner Bühnenleiter und Schauspieler an den Wänden betrachtete, deren Widmungen ihn fortwährend daran erinnerten, daß er sich in den Räumen eines der größten Theater-Agenten Berlins befand, entging ihm nichts von Dem, was nebenan gesprochen wurde. Er brauchte dazu sein Gehör nicht besonders anzustrengen, denn die Zugänge zur ganzen Zimmerflucht waren nur durch Portièren verhängt.

Wenn er den Kopf ein Wenig wendete, so konnte er Herrn Maurice Fistler sitzen sehen, einen mittelgroßen, wohlbeleibten Herrn mit

leuchtender Glatze, der in dem großen geschnitzten Sessel vor dem riesigen Diplomatentisch, fast verschwand, um so lebhafter aber sich durch seine helle Stimme und durch heftiges Agiren seiner beiden kurzen Arme bemerkbar machte.

Neben ihm, an der Schmalseite des Schreibtisches, den rechten Arm auf die Platte des Tisches gestützt, in der linken, mit hellem Glacé überzogenen Hand den glänzenden Zylinderhut haltend, saß Herr Leopold Wichtig, der bekannte Lustspiel- und Schwankdichter, einer von den en vogue-Autoren, deren ganzes Dasein sich um die Frage drehte: „Wieviel Tantième giebt es?" die mit Stolz von sich behaupten durften, zu jeder Tages- und Nachtzeit von ihren Agenten empfangen zu werden, und welche mit einer gewissen Verachtung von der modernen Bewegung in der Litteratur sprachen.

Durch sein Renommee hatte er in dieser Stunde Hugo Münzer verdrängt, der zuerst auf demselben Stuhl gesessen hatte, um den vielvermögenden Agenten zu bitten, sich seines ersten Bühnenwerkes anzunehmen. Kaum hatte er aber die Unterredung begonnen gehabt, als der

vielbegehrte Schwankdichter angemeldet wurde, was zur Folge hatte, daß Herr Maurice Fistler sofort aufsprang, der großen Bühnen-Autorität entgegeneilte, sie mit einem Schwall von Worten begrüßte, die Beiden flüchtig vorstellte, wobei der Name „Herr Leopold Wichtig" besonders stark betont wurde, und dann den jungen Mann mit den sich überstürzenden Worten in das Nebenzimmer hineinkomplimentirte: „Nicht wahr, mein lieber Herr Münzer, Sie haben doch Zeit? Es eilt bei Ihnen nicht so, nicht wahr? Sie entschuldigen mich wohl .... Nur wenige Minuten, nur ganz kurze Zeit! Wir sprechen dann ausführlich über Ihr Schauspiel."

Aus den „wenigen Minuten" war dann glücklich eine halbe Stunde geworden.

Es war auch ganz so in der Ordnung: lang bewährte Geschäftsfreunde gingen vor. Wer am meisten einbrachte, der durfte auch zuerst gehört werden. Hier an diesem Ort, vor dem so manche Provinzbühne zitterte, wenn es sich darum handelte, in den Besitz des „Schlagers der Saison" zu gelangen, war die ganze dramatische Litteratur weiter nichts als eine melkende Kuh, die nur gehegt und gepflegt

wurde, sobald sie dick und fett blieb und ihren Platz im Kunststalle einträglich ausfüllte.

„Wie, Sie wollen ein ernstes Stück schreiben, mein Lieber — 'n Stück, in dem sie sich nicht kriegen?“ hörte Münzer dann den Gewaltigen mit seiner hellen Trompetenstimme sagen, die ihm etwas Unmännliches gab. „Weshalb wollen Sie ein ernstes Stück schreiben, mein lieber Herr Wichtig? Ueberlassen Sie das doch anderen Leuten, die auf Ibsen schwören. Sie haben es doch wahrhaftig nicht nöthig, ernste Stücke zu schreiben. Ich begreife Sie nicht! Nehmen Sie's mir nicht übel.“

Die Papierscheere, mit der der kleine, leicht erregbare Mann gespielt hatte, fiel mit leisem Klirren auf den Schreibtisch. Es war, als wollte er durch dieses Geräusch seine Entrüstung darüber andeuten, daß er eventuell ganz bedeutende Einbuße an seiner Vermittlergebühr erleiden könnte.

„Ich weiß nicht, wie Sie auf solche Gedanken kommen konnten, mein Lieber! Weshalb? Wozu? Haben Sie vielleicht bis jetzt nicht genug verdient? Ich danke! Sie haben das Geld doch manchmal scheffelweise eingekriegt.

hier nicht wohnten. Damit wurde die Korridorthür etwas unsanft vor meiner Nase zugeschlagen, trotzdem ich in meinem Aeußeren durchaus Nichts besaß, was die Verwechslung mit einem Kolporteur hätte erklärlich machen können.

Ich hätte beschwören können, vor kaum einer Woche von meinem Hauspascha in dieser Wohnung empfangen worden zu sein, redete mir jedoch ein, mich geirrt zu haben. So klingelte ich denn etwas ärgerlich auf der anderen Seite, erfuhr aber dieselbe Abweisung, allerdings mit dem höflichen Zusatz, daß Herr Schultze „verzogen" sei. Richtig, hier stand ebenfalls ein anderer Name auf dem Schild.

Mir wurde beängstigend zu Muthe. Wie konnte ein Wirth plötzlich verzogen sein, den ich Mittags noch über den Hof hatte schreiten sehen! — Der Portier mußte mir Auskunft geben können, denn Portiers müssen Alles wissen, was im Hause vorgeht. Ich klopfte also an die kleine Scheibe und bekam die freundliche Antwort: „Herr Schultze ist jetzt immer auf dem zweiten Hof zu sprechen."

„Eine sonderbare Manier, einen Hof zum Sprechzimmer zu machen," dachte ich, ent-

schuldigte aber in Gedanken den Vielgesuchten sofort damit, daß er vielleicht das Haus mit sammt seinem eigenen Inventar über Nacht verkauft haben könne und nun dabei sei, unter freiem Himmel die rückständigen Miethen einzukassiren. Dann hätte er sich immerhin einen würdigen Abgang verschafft.

Der zweite Hof lag hinter dem sogenannten Gartenhaus, einem vierstöckigen Quergebäude, das die erste Bezeichnung um deswegen erdulden mußte, weil die hinteren Fenster nach einem Holzplatz hinausführten, in dessen Mitte ein halb verkümmerter Obstbaum stand, der niemals Früchte trug. Für anspruchslose Miether, die selten etwas Anderes als die Steinmauern Berlins zu sehen bekamen und daran gewöhnt waren, einige Oleanderbäume auf dem Hofe als „Park" angepriesen zu hören, hatte diese Aussicht etwas Verlockendes, und so übersahen sie gern, daß dem sogenannten Gartenhaus das Beste fehlte, nämlich der Garten.

Ich fand Herrn Schultze, wie er dabei war, die Mauer, die beide Grundstücke trennte, mit dem schönsten Grasgrün anzustreichen, was er mit einer Geschicklichkeit that, als hätte er vor

seinem Rentierthum die Beschäftigung eines „Oellöwen" mit Erfolg ausgeführt.

„Aber bester Herr Schultze, was machen Sie denn da?" fragte ich verblüfft, förmlich geblendet von der leuchtenden Farbe. Der Gedanke tauchte sofort in mir auf, daß es Leute geben könnte, die vom Grünkoller befallen seien, und ich glaubte mich dunkel zu erinnern, von solchen Fanatikern gehört zu haben, die auch ihre Häuserfront eines Tages damit nicht verschonten.

„Was soll ich machen? Ich bin dabei, mein Versprechen zu erfüllen!" gab er ernst zurück, indem er mich mit seinen wasserblauen Augen über die Brille prüfend anblickte, als wollte er meine Absichten errathen. Und meine fragende Miene bemerkend, fügte er sofort hinzu: „Ich habe die Souterrainwohnung hier vermiethet — mit der Aussicht ins Grüne. Also! Man muß immer sein Wort halten."

Ich mußte lachen, da ich sofort an das „Gartenhaus" dachte und an die Annehmlichkeiten, die dem neuen Miether geboten werden sollten. Vergnügt grinste er mit; dann sagte er wieder: „Die da oben haben's besser. Die sehen den schönen Nußbaum da drüben. Die

hier unten aber haben nichts fürs Auge. Also muß man die Natur schaffen. Wenn nicht anders, mit 'nem großen Pinsel. Nun zieh' ich noch mit dem Lineal ein paar Spaliere 'rüber, dann ist die Laube fertig. Wie gesagt, man muß sein Wort halten."

Sein andauernder Ernst stimmte mich aufs Neue heiter. Und als ich ihn so betrachtete, wie er vor mir stand, in einen alten ausgedienten, ihm zu weit gewordenen Sommerüberzieher gehüllt, ein verblichenes Hauskäppchen auf dem Schädel, einen unbeabsichtigten Farbentupfer auf der Nasenspitze, in der langen, knochigen Rechten den Pinsel, während die Linke in die Seite gestemmt war, konnte ich seine Erscheinung mit dem prächtigen Vorderhause und Allem, was drum und dran hing, nicht recht in Einklang bringen. Er sah aus wie ein Herr und Gebieter, der sein eigener Hausknecht war.

„Sie sind auch Künstler, wie ich sehe," sagte ich wohlwollend, während mir die Augen beim Anblick der giftiggrünen Fläche fast wehe thaten.

„Was man so fürs Haus gebraucht," erwiderte er sichtlich geschmeichelt, während er den

großen Pinsel hin und her schwenkte. Ich war überzeugt, daß er diese „Wandmalerei" diesmal wirklich „fürs Haus" gebrauchte.

„Angenehme Beschäftigung, ein großes Freskobild zu malen," fuhr ich ermunternd fort. „Haben Sie keinen Gehülfen dabei?"

Sofort fiel er lebhaft ein, indem er an seiner Brille rückte und dabei mit den beschmierten Fingern der linken Wange einen Farbenkler versetzte. „Glauben Sie nur nicht, daß das ein Muß von mir ist. Kein Mensch muß müssen. Es macht mir Spaß, die Arbeit selbst zu verrichten. Das bringt das Blut ganz gehörig in Bewegung. Und alte Liebe rostet nicht."

Nun stand bei mir fest, daß er schon früher den großen Pinsel tapfer geschwungen habe. „Wo wohnen Sie denn jetzt, Herr Schultze?" fragte ich, ärgerlich darüber, für mein schweres Geld ihm nachlaufen zu müssen. Er schien dieser Frage ausweichen zu wollen, denn etwas bissig knurrte er hervor, während sein hageres, bartloses Gesicht noch spitzer wurde: „Sie kommen gewiß wegen des Töpfers, he! Wird gemacht, wird auf alle Fälle gemacht! Nur Geduld, nur ein wenig Geduld! In meinem Hause wird Alles gemacht, nur Geduld müssen

die lieben Miether haben. Sie glauben kaum, wie viel die Handwerker in dieser Gegend zu thun haben."

Mir fiel sofort ein, daß der Töpfer zu unserer Köchin gesagt hatte, er habe gerade augenblicklich die schönste Zeit, müsse aber erst auf die Ordre seines Meisters warten, da Herr Schultze zu „knickerig" sei. Ich schwieg aber und freute mich innerlich grimmig darüber, gleich auf zwei Jahre Kontrakt gemacht zu haben. So konnte ich noch öfter die erfreuliche Gelegenheit haben, von meinem liebenswürdigen Haustyrannen darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß die Geduld seiner Miether vertragsmäßig festgestellt sei. Da ich ihn aber doch ein wenig herausfordern wollte, so kam ich auf meine Frage nach seiner Wohnung zurück.

„Sie können sich fest darauf verlassen, morgen kommt der Töpfer," erwiderte er, abermals ausweichend, und stippte den Pinsel wieder in den Farbentopf.

Ich hatte die deutliche Empfindung, daß er mich foppen wollte, und so wendete ich etwas kühl ein: „Und wenn er nicht kommen sollte, wo darf ich Sie benachrichtigen lassen?"

„Hier, hier — auf diesem Hof, Herr Doktor. Hier habe ich mein Zelt aufgeschlagen.“ Er strich bereits ruhig weiter.

Unwillkürlich blickte ich um mich, in der Erwartung, irgendwo das „Zelt“ zu entdecken, das ich übersehen haben könnte. „Wenn es aber regnen sollte, mein Herr,“ fragte ich und blickte nach oben in der Erwartung, daß er diesen Hinweis auf jeglichen Mangel einer Decke in seinem „Sprechzimmer“, verstehen würde.

„Thut nichts, Herr Doktor, ich bin hier,“ erwiderte er unverwüstlich, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. „Wir treten dann in den Flur. Hier bin ich auf alle Fälle.“

Mit meiner Geduld war es nun zu Ende. „Herr,“ sagte ich streng und abweisend, „ich bin nicht gewöhnt, auf zweiten Höfen zu antichambriren, falls ich von meinem Hauswirth empfangen zu werden wünsche. Ich bitte um Auskunft, in welcher Etage vorn Sie jetzt zu finden sind? Ich glaube, in ein anständiges Haus gezogen zu sein!“

Unter dem Eindrucke dieser Worte schien er zusammenzuklappen. Er stellte das Pinseln

wieder ein, sandte mir einen verschüchterten Blick zu und stammelte mit einem Lächeln großer Verlegenheit: „Entschuldigen Sie, werther Herr Doktor. Es soll nicht wieder vorkommen. Aber wenn man so oft ziehen muß, wie ich, dann nimmt man an, selbst der neueste Miether wisse schon, worum es sich bei mir dreht. Ich befinde mich wieder auf der Rundreise . . . .“

Wir mußten unser Gespräch abbrechen, denn er bekam Besuch von anderer Seite. Erst am folgenden Tage bekam ich die nöthige Aufklärung über seine neueste „Rundreise“.

Er hatte die größere Hälfte der Bel-Etage, die längere Zeit leer gestanden hatte, nur zur „Aushülfe“ benutzt, weil er seine eigene Wohnung im obersten Stockwerk des Gartenhauses eher an den Mann bringen konnte. Nun, da er die große Wohnung wieder vortheilhaft vermiethet hatte, war ihm nichts Anderes übrig geblieben, als sich ein Obdach in einer der Souterrainwohnungen des Hinterhauses zu suchen, deren Bewohner gezogen waren, und für die sich bisher kein neuer Miether gefunden hatte.

Im Laufe der Jahre kam ich dann immer mehr dahinter, was für solide Kniffe mein Hauswirth anwenden mußte, um den Ausfall

an Miethen durch Opfer auf Kosten seiner Ruhe auszugleichen. Er befand sich auf der steten Wanderschaft in seinem Hause, wohnte bald hinten, bald vorn, hatte Gelegenheit, alle Tapetenfarben sämmtlicher Salons, Speise-, Wohn- und Schlafzimmer auf sein Gemüth wirken zu lassen und war sozusagen sein eigener geduldigster Miether, der geschworen hatte, mit Allem zufrieden zu sein und sich in das Unvermeidliche zu fügen.

Kein Hauswirth Berlins konnte sich besser von dem Größenverhältniß aller Zimmer, Küchen und Korridore in seinen Gebäuden überzeugt haben, als er. Er war der gesuchteste Kunde der Möbeltransporteure. Kaum war er im Gartenhause warm geworden, so sah er sich genöthigt, wieder das Vorderhaus mit seiner längeren Anwesenheit zu beehren, um „die Räume auszunützen", und kaum hatte er hier Zeit gehabt, die Wände für die Schränke und Bettstellen auszumessen, so rückte er auch schon in das Seitengebäude hinüber, weil dort gerade eine Wohnung verlassen stand, während er hier „zahlenden Leuten" Platz machen mußte.

Sein ewiges Pech kam daher, weil er

niemals mit den Miethen heruntergehen wollte. Er befürchtete, immer nachgiebiger werden zu müssen, wenn er einmal damit angefangen habe. Hierzu kam, daß die Bauthätigkeit in diesem äußersten Westen in den letzten Jahren außerordentlich stark gewesen war, das Publikum daher ganz nach Belieben seine Auswahl treffen konnte.

Da er kinderlos war und nur eine kleine Haushaltung hatte, so war sein Umzug mit nicht zu großen Schwierigkeiten verknüpft. Gewöhnlich wurde dieses etwas geheimnißvoll vorgenommen, entweder am frühen Morgen oder in den Abendstunden, damit man nicht allzu sehr im Hause darauf aufmerksam würde. Um so größer war dann die Ueberraschung, wenn man das würdige Haus mit dem grünen Käppchen plötzlich an einem Fenster erblickte, an dem bisher andere Gesichter zu sehen gewesen waren. „Schultzes sind schon wieder 'mal gezogen," hieß es dann im Hause.

Die Briefträger waren seine geschworenen Feinde, denn nach Beginn eines jeden Quartals mußten sie unnütz Treppen steigen, um seiner habhaft zu werden, und es soll vorgekommen sein, daß Sendungen als unbestellbar an das

Postamt zurückwandern mußten. Ein besonders intelligenter jedoch ging niemals an der Portierthür vorüber, ohne vorher die wichtige Frage hineingerufen zu haben: „Wo wohnt er denn jetzt?", wonach der Schuster auf seinem Schemel regelmäßig verstohlen kicherte.

Eines Tages klingelte es bei mir, und mein Hauswirth, von dem seit einiger Zeit die Mähr ging, er habe sich seinen Kohlenkeller tapezieren lassen, trat vergnügt lächelnd in mein Arbeitszimmer und stellte sich mir als mein nächster Nachbar vor.

„Es wohnt sich ganz nett da drüben, wirklich nett," begann er schmunzelnd. „Ich hätte garnicht geglaubt, daß die Wohnung da drüben so geräumig und freundlich ist. Di e Seite kannte ich noch garnicht. Ich komme immer mehr zu der Ueberzeugung, daß ich viel zu billig vermiethe. Viel zu billig!"

Jetzt erst entsann ich mich, davon gehört zu haben, daß mein früherer Nachbar, ein Hauptmann, mitten im Quartal umgezogen sei, weil er versetzt worden war.

Ich that Herrn Schultze den Gefallen und folgte ihm in sein neuestes Zigeunerheim, weil er mir rieth, in Erwägung zu ziehen, ob diese

Wohnung, die ein Zimmer mehr habe, nicht vortheilhafter für mich wäre. Wie gewöhnlich, war er wieder über die Hintertreppe gezogen, so daß seine neueste Wohnungshäutung nicht gleich ruchbar werden konnte. Seine Möbel reichten gerade für zwei Zimmer. Die übrigen, nach vorn gelegenen, waren völlig leer. Nur die Gardinen waren angebracht.

„Gardinen müssen immer dran sein, das macht einen besseren Eindruck," sagte er mit einer großen Handbewegung. „Uebrigens brauchen die Nachbarwirthe nicht zu wissen, daß bei mir wieder etwas leer steht. Die freuen sich doch nur darüber." Dann, als er meine prüfenden Blicke bemerkt hatte, fuhr er, wie zur Entschuldigung, fort: „Wundern Sie sich nicht über die Leere. Wir wollen erst nicht auspacken. Man kann nicht wissen . . . ." Ich verstand ihn. „Uebrigens wohne ich diesmal wirklich umsonst," fügte er selbstgefällig hinzu. „Die Miethe ist bis zum nächsten Quartal bezahlt." Vergnügt rieb er sich die Hände. Nach ungefähr sechs Wochen sah ich nach dem Hofe hinaus, als ich Herrn Schultze erblickte, wie er den Kopf zum Bodenfenster hinausgesteckt hatte und dabei seine Pfeife

rauchte. „Was treiben Sie denn da oben?“ fragte ich verwundert.

„Ich wohne jetzt hier, auf'm Trockenboden,“ rief er mir aufgeräumt zu. „Alles vermiethet! Endlich einmal! Es haust sich oben ganz schön. Im Sommer geht's. Besuchen Sie mich einmal. Aber ich bleibe nur vierzehn Tage. Dann wird meine neue Wohnung fertig sein. Ich lasse die Durchfahrt nach dem zweiten Hofe vermauern, das giebt zwei hübsche Zimmer .... Kaufen Sie sich nie ein Haus, niemals! Sie haben nur Sorgen.“

„Sie sind der richtige Rundreise-Wirth,“ gab ich zurück. Er nickte und erwiderte lachend: „Ich bin nicht der einzige im großen Berlin.“

Ja, wenn die Hypothekenzinsen nicht wären!

Kleine Genossen.

Das Gefühl gegenseitigen Mitleids hatte sie zuerst zusammengeführt.

Als sie um die Straßenecke gebogen war, sah sie, wie die Backwaare aus einem der Beutel, die er auszutragen hatte, herausfiel und nach allen Seiten flog. Und als er sich bückte, um die Milchbrödchen und Semmeln wieder zusammenzusuchen, entglitten auch die anderen gefüllten Beutel seinen erstarrten Händen.

„Warte, ich werde Dir helfen!" sagte sie sofort hilfsbereit und bückte sich ebenfalls. Dabei fühlte sie das Bedürfniß, weiter zu sprechen: „Wer ißt denn blos soviel Semmeln? Davon könnten wir acht Tage lang leben."

„Das bekommen alles sehr feine Leute," gab er, ohne aufzublicken, zurück. „Acht Kinder

giebt's da zu füttern, wie der Meister Backofen sagt."

„Acht Kinder?" rief sie erstaunt aus. „Das sind ja noch zwei mehr wie bei uns! Mutter sagt immer, daß sie die Mäuler nicht satt kriegen könne."

„Wir essen jeden Morgen Mehlsuppe," fiel er ein. Dann fuhr er in seiner Betrachtung fort: „Die Herrschaft ißt nur die Milchbrödchen, die Schrippen und Salzkuchen kriegen die Dienstboten. Natürlich essen sie soviel sie wollen. Ich denk' es mir wenigstens. Es ist immer ein ganzes Dutzend im Beutel."

„Die haben es gut," brachte sie mit einem leichten Seufzer hervor. „Bei uns giebt's Schellen für den Mund, wenn wir danach schreien. Die schmecken nicht, aber thun weh'."

Als sie sich abermals zur Erde niederbeugen wollte, rutschten ihr die lose zusammengelegten Zeitungen, die sie unter dem Arme trug, herunter und flatterten wild durcheinander nach rechts und links.

„Jetzt kann ich Dir helfen," sagte er lachend und bemühte sich nun, ihr zu dienen.

„Nur gut, daß sie nicht schmutzig sind,"

fiel sie ein, „sonst gäbe es gehörig Keile von Muttern. Sie fackelt nicht lange.“

Sie waren fertig mit der überflüssigen Arbeit und standen nun gegen das Gitter gelehnt, das den Vorgarten einer prächtigen Villa abschloß. Es war, als wollten sie sich von der Anstrengung des Bückens ein Wenig erholen, ohne zu wissen, worüber sie sich unterhalten sollten.

Beide fröstelten, denn es war der Morgen eines trockenen Dezembertages, welcher statt des Schnees eisigen Wind gebracht hatte, der schneidend um ihre Gesichter pfiff. Schwacher Reif lag auf Straße und Dächern, und am Himmel, der die reine Farbe einer ersterbenden Winternacht zeigte, blinkten nur noch schwach die letzten Sterne. Eine Droschke rumpelte durch die noch öde Straße, und in einiger Entfernung brauste der erste Stadtbahnzug dumpf rollend in die Halle der Station Thiergarten hinein.

„Wie heißt Du?“ fragte der Junge, der lang in die Höhe geschossen war und sie fast um Haupteslänge überragte. Er hatte die Beutel zur Erde gestellt, pustete in die gerötheten Hände und schlug mit den Armen zusammen, um sich warm zu machen. Die Pelz-

mütze, die ihm viel zu groß war und von einem Erwachsenen zu stammen schien, war weit in die Stirn und über die Ohren gezogen, so daß das kleine, hagere Gesicht einen dürftigen Eindruck machte. Da er aus Hose und Jacke herausgewachsen war, so erschienen Füße und Hände größer, als sie waren und erhöhten sein ärmliches Aussehen noch.

„Martha Kopp", gab sie zur Antwort. „Und Du?"

„Heinrich Purr," erwiderte er.

Sie lachte, und als er fragte, worüber, entgegnete sie, daß sie den Namen „komisch" finde. Bald hatten sie sich dann gehörig ausgefragt. Er zählte elf Jahre und sie erst neun; ihr Vater war Maurer, er hatte nur noch eine Mutter, die Aufwartestellen hatte und sich nebenbei durch Waschen ernährte.

Martha betrachtete ihn jetzt aufmerksamer als zuvor. Nun begriff sie, weshalb er keinen Ueberzieher trug, trotzdem es in der Nacht stark gefroren hatte. Sie besaß wenigstens ein Mäntelchen, das zwar schon recht alt war, denn die ältere Schwester hatte es abgelegt, in dessen weiten Aermeln sie jedoch die Händchen mollig vergraben konnte. Ihr Vater hatte

zwar im Winter keine Arbeit, und dann hielt Knapphans bei ihnen Haus, aber sie besaß doch wenigstens die Eltern, während ihr Genosse nur noch die Mutter hatte.

Stets hatte sie eine heilige Scheu vor den Kindern empfunden, die des Vaters entbehrten, weil ihr eigener zu Hause, wenn er ärgerlich war, stets damit drohte, sie müßten alle verhungern, wenn sie ihn nicht mehr haben würden.

„In „welche" gehst Du?" fragte er wieder, während er, die Hände in den Hosentaschen, sich tüchtig die Beine vertrat, um die Füße warm zu machen.

„In die zweiundzwanzigste," erwiderte sie verständnißvoll, weil sie sofort begriffen hatte, daß er die betreffende Gemeindeschule erfahren wollte.

Seine Augen leuchteten plötzlich.

„Ah, in die ging ich auch einmal!" rief er aus, während er fast mit den Zähnen klapperte. „Kennst Du Lehrer Stölm?" Sie bejahte, und er fuhr fort: „Der war immer gut zu uns Jungens. Mir hat er stets von seinen Stullen gegeben. Manchmal nahm er mich mit nach Hause und gab mir vom

Mittag etwas ab, weil Mutter den Schlüssel mit hatte."

„Du hast wohl oft kein Mittag?" fragte sie und blickte ihn erstaunt an.

Er schwieg, während er noch immer hin und her trippelte, und erwiderte dann lustig: „Das macht nichts, Abends schmeckt's dann um so besser, wenn Mutter die Küchenabfälle mitbringt."

Sie glaubte aber nicht daran, denn sie vermißte die rothen Wangen an ihm und entsann sich sofort der Redensart ihrer Mutter, daß Kinder, die satt zu essen bekämen, stets gesunde Backen haben müßten.

Ein Nachtschwärmer nahte. Es war ein sehr feiner Herr, der Pelz, Cylinderhut und Lackstiefel trug und von einer Festlichkeit zu kommen schien. Wahrscheinlich war er soeben mit der Stadtbahn angelangt. Gleichgültig ging er an ihnen vorüber. Dabei schleuderte sein Fuß Etwas bei Seite, das bis auf den Fahrdamm rollte.

„Da liegt ja noch eine!" rief Martha aus und stürzte auf die Semmel zu, die man vorher nicht bemerkt hatte, die nun der Herr aber bei Seite geschoben hatte. Sie säuberte das

Brödchen von der Feuchtigkeit des Nachtreifes und reichte es dem schnellgefundenen Genossen hin.

„Die schenke ich Dir," wehrte er ab. Und als sie zögerte, fügte er schnell hinzu: „Du brauchst nicht zu denken, daß ich sie stibitzen will. Sie ist überzählig, ich weiß es ganz genau. Der Meister hat sie mir zu viel in den Beutel gezählt."

Trotzdem sträubte sie sich noch, obwohl das Gebäck sie anlachte. „Hast Du denn keinen Hunger?" fragte sie. „Wenn Du nur Mehlsuppe ißt, so wird sie Dir gewiß besser schmecken als mir."

„Du hast mir doch aber vorhin gesagt, daß Ihr sechs zu Hause seid, außer den Eltern — also iß nur!" gab er zurück.

Da sie wirklich Hunger hatte, so wollte sie schon hineinbeißen, als sie die Semmel plötzlich durchbrach und ihm die eine Hälfte mit der Bemerkung gab, daß sie nur essen wolle, wenn man redlich theile. Er fand das sehr drollig, verschlang dann aber die paar Bissen, weil sein Magen um diese Zeit schon unergründlich zu sein pflegte.

Dann trotteten Beide weiter, weil es höchste

Zeit war, ihre Gänge zu erledigen. Denn bereits strömten die Arbeiter dem nahen Bahnhof zu, um rechtzeitig an ihre Stätte zu kommen.

Bald waren sie gute Freunde geworden. Regelmäßig trafen sie sich in aller Frühe an derselben Ecke, wo sie sich kennen gelernt hatten, weil sie von hier ab einen gemeinsamen Weg nehmen mußten. Der Zufall wollte es, daß sie fast in denselben Häusern zu thun hatten, und da es vorkam, daß er in dem einen Hause weniger „Kunden", sie aber mehr hatte, und umgekehrt, so nahmen sie sich gegenseitig die Arbeit ab, indem er die Zeitungen vor die Thüren legte, und sie die Beutel an die Klingeln hing, sobald es sich so machte.

Es war eine richtige Arbeitseintheilung, wobei Beiden das Ersteigen mancher Treppe erspart blieb. So wurden sie früher fertig und fanden noch Zeit genug, in aller Gemüthsruhe nach Hause zu gehen, um die Schulmappe zu holen.

An einem Montag trug er eine lange Stange auf der Schulter, an der vorn und hinten so viel Beutel hingen, daß er sie kaum zu tragen vermochte.

„Nanu?“ sagte Martha erstaunt. Die essen jetzt wohl alle doppelt zum Kaffee?“

Ganz vergnügt klärte er sie auf. Ein Bäckerlehrling war krank geworden und ein Austragejunge nicht mehr wiedergekommen. So hatte er sich angeboten, dem Meister aus der Verlegenheit zu helfen und dreimal so viel Gänge auf seine Kappe zu nehmen. Erst wollte ihm der Meister einen Handwagen mitgeben, er war aber auf die Idee gekommen, den Transport auf seine eigene Art zu besorgen. Es erschien ihm leichter und nicht so umständlich. Dann gestand er ihr, daß er nicht so viel Arbeit auf sich genommen hätte, wenn er nicht wüßte, daß sie ihm einen Theil davon abnehmen würde.

An diesem Tage hatte sie es ebenfalls ganz besonders eilig, denn sie mußte früher fertig werden als sonst, um noch einmal zu ihrer Mutter zurückzukehren, die ihr Zeitungen für eine andere Straße übergeben wollte. Der ältere Bruder, der sonst mit auszutragen pflegte, hatte keine Stiefel. Barfuß konnte er um diese Zeit nicht gehen, und das Klappern der Holzpantoffeln hätte die Ruhe in den Häusern gestört.

Nun hieß es, sich doppelt schnell zu tummeln, um dem Genossen die Freude nicht zu verderben.

Es ging treppauf, treppab, wie im Sturmschritt, als handelte es sich um eine Wette. Martha ging fast der Athem aus, aber immer aufs Neue nahm sie zwei Stufen auf einmal, um dem Freunde zu beweisen, wie gut sie ihn leiden könne. Wer konnte wissen, ob er die paar Groschen im Monat nicht verlor, wenn er „Meister Backofen" heute nicht zufriedenstellte. Die kleine Laterne in der Hand, bemühte sie sich, auf den Hintertreppen die Thürschilder mit den Namen auf den Beuteln zu vergleichen.

Schon auf der untersten Treppe, in einem ihr wildfremden Hause, trat sie fehl und knickte zusammen, wobei sie einen stechenden Schmerz im linken Fuß verspürte. Zum Glück blieb die Laterne ganz, und das war ihr im Augenblick lieber als alles Andere. Als sie wieder über den Hof ging, merkte sie sofort, daß sie schlecht auftreten konnte, aber es war ihr ein Trost, daß sie den letzten Beutel losgeworden war.

Heinrich hatte es leichter gehabt als sie,

denn er wußte, wo er die Zeitungen hinzulegen hatte. So erwartete er sie denn bereits auf dem Prellstein am Thorweg, wo sie zusammenzutreffen verabredet hatten.

„Heute habe ich Milchbrödchen für uns — ganz warme," sagte er lustig und steckte ihr eins in das geröthete Händchen. „Setz' Dich da drüben auf den andern Stein und iß es ruhig, wir haben noch Zeit."

Dann, nachdem sie eine Weile gegessen hatten, sagte er wieder: „Weißt Du was? Wir sollten eigentlich später Mann und Frau werden. Die Frauen müssen doch immer mitverdienen bei uns, und wir Beide haben uns schon daran gewöhnt, uns gegenseitig zu helfen."

Trotzdem sie Schmerzen am Fuß empfand, lachte sie laut auf. Dann sagte sie keck: „Du bist noch ein dummer Junge, und ich bin noch ein dummes Mädchen."

„Oho," fiel er großartig ein. Wir Beide sind viel mehr, als Du glaubst. Wir tragen den Leuten die Bildung und das Brod ins Haus. Wenn sie Morgens keine Zeitung bekommen, wissen sie nicht, was in der Welt vorgeht, und wenn sie keine Brödchen haben,

dann ist ihre ganze Laune weg. Ich möchte 'mal hören, wie sie schimpfen würden, wenn sie Beides nicht zur richtigen Zeit bekämen. Also sind wir Etwas."

Aufgeweckten Sinnes, wie sie als echtes Vorstadtkind war, leuchtete ihr das ein. Und so erwiderte sie altklug: „Das ist wahr, daran habe ich noch garnicht gedacht. Du weißt viel mehr als ich. Vater sagt immer, die Jungens sind viel klüger als die Mädchen."

„Na, siehst Du, deshalb mußt Du mir jetzt auch einen Kuß geben."

„Aber ich bin doch nicht Deine Schwester," sagte sie lachend, hielt ihm dann aber ohne Zaudern das Mündchen hin.

„Wenn Du erst meine Frau bist, mußt Du mir viele Küsse schenken," sagte er gut aufgelegt, fügte dann aber ernst hinzu: „Das heißt, wenn wir bis dahin nicht gestorben sind . . . Du hinkst ja!" fuhr er dann plötzlich auf, als sie sich wieder auf den Weg gemacht hatten.

Schon nach einer Minute konnte sie nicht weiter, denn sie verspürte große Schmerzen. Und als sie ihm erzählt hatte, wie es gekommen war, war er ganz betrübt. Sie fing

an zu weinen, hauptsächlich aus Angst vor der Mutter, die nun über ihr langes Ausbleiben schelten würde. In seiner Herzensangst wollte er sie tragen, aber er hatte nicht die Kräfte dazu. So stützte er sie denn, indem er sie umfaßte und sie sanft mit sich fortzog.

Mit Mühe und Noth erreichten sie die Mutter, die sofort in ein großes Lamento ausbrach. „Seien Sie nur nicht böse auf sie! Sie ist gefallen, weil ihr der Wind die Laterne ausgepustet hat," log er treuherzig. „Wenn's Ihnen recht ist, trage ich schnell die Blätter aus, ich habe Zeit. Sie brauchen nur unten am Hause zu warten und mir die Treppen und Namen zu sagen. Dann geht's auch flink genug."

„Der Eine hat keine Stiefel, und sie muß noch solche Dummheiten machen!" war Alles, was die Frau hervorbrachte. Dann fügte sie sich mit dem Stumpfsinn ihres Daseins in das Unvermeidliche. Die Hauptsache blieb, daß die „Leute" ihre Zeitungen pünktlich bekamen.

Acht Tage lang konnte Martha nicht aus der Kellerwohnung gehen, denn sie hatte sich den Fuß sehr böse verstaucht, so daß er dick

angeschwollen war und sie den Stiefel nicht überziehen konnte. Und jeden Abend tauchte Heinrich auf, blieb zaghaft an der Thür stehen und erkundigte sich nach dem Befinden der kleinen Freundin. Früh Morgens stand er dann traurig an der bekannten Ecke und wartete, ob sie wohl kommen würde. Ihretwegen hatte er sich vom Meister Backofen regelmäßig ein warmes Milchbrod erbettelt, womit er sie beglücken wollte.

Endlich kam sie! Es war wieder ein kalter Morgen. Dichter, hartgefrorener Schnee lag, der unter den Füßen knirschte. Kein Stern leuchtete, weil der Himmel einer einzigen grauen Dunstmasse glich. Hohl und dumpf brauste der Stadtbahnzug über die eiserne Brücke.

„Da bist Du ja!" rief er ihr fröhlich entgegen, trotzdem er noch immer in der kurzen Jacke steckte, und die Kälte ihn an allen Gliedern erzittern machte.

„Das hier schickt Dir Mutter," sagte sie ohne Weiteres und reichte ihm ein Kleidungsstück hin, das wie ein Mittelding zwischen Ueberzieher und Rock aussah. „Ich habe so viel gebeten, bis sie nachgab. Du solltest sehen, daß ich immer an Dich gedacht habe."

Sprachlos nahm er den alten Rock, betrachtete ihn eine Weile von allen Seiten, zog ihn über und empfand sofort eine behagliche Wärme.

„Du bist ein gutes Mädel, das weiß ich schon lange," sagte er verwirrt mit stockender Stimme und reichte ihr die Hand. Die Thränen waren ihm nahe. „Immer werde ich auf Deiner Seite sein — immer!"

Dann gingen sie Beide eine Weile stumm neben einander, wie zwei kleine, unzertrennliche Genossen, denen frühzeitige, unverdiente Armuth das Bewußtsein ihrer Stärke gegeben hat.

Ein Bettler.

Eines Vormittags, als die Kanzleiräthin Tessel allein zu Hause war, klingelte es äußerst zaghaft an der Korridorthür, so daß sie sofort daraus ihre Schlüsse zog. Ihr Mann war Armenvorsteher, und so nahm sie an, es sei irgend ein Petent, der zur unrechten Zeit käme.

Als sie öffnete, stand ein junger, anständig gekleideter Mann vor ihr, der auf den ersten Blick durchaus nicht den Eindruck eines Almosenbedürftigen machte. Das Ehrenamt ihres Mannes jedoch hatte die Kanzleiräthin mit der Zeit zur Menschenkennerin gemacht. Aus der Art und Weise, wie der junge Mann demüthig vor ihr stand, verlegen den Hut in der Hand drehte, den er nicht mehr aufzusetzen wagte, wie er sie scheu anblickte und zuerst kaum die Worte fand, entnahm sie sofort das Richtige

Etwas ärgerlich darüber, bei ihrer Morgentoilette gestört worden zu sein, deutete sie auf das Schild neben der Thürklingel, auf dem die Sprechstunden in Armenangelegenheiten verzeichnet waren, und machte dazu kurz die Bemerkung, daß er sich am Nachmittag wieder herbemühen müsse.

Aber sofort klang es bittend zurück: „Wenn es nur die kleinste Gabe wäre . . . Ich habe seit gestern Mittag nichts genossen."

Also ein richtiger Bettler! Obendrein einer, der so keck war, die Vordertreppe zu benutzen und den Hinweis unten im Flure, daß das Betteln oder der unnütze Aufenthalt im Hause streng verboten sei, der Beachtung nicht für werth gehalten hatte.

Ihr Aerger steigerte sich noch, denn trotzdem sie eigentlich von Natur eine herzensgute Frau war, hatten trübe Erfahrungen sie mißtrauisch gemacht. Im vergangenen Winter hatte man ihr vom Korridor einen Pelzmantel gestohlen, als man die Mildthätigkeit an einem ähnlichen Fechtbruder bethätigen wollte. Seit der Zeit war sie vorsichtig genug, jeden „Verdächtigen" durch die Thür abzufertigen.

„Es giebt nichts," sagte sie wiederum, etwas

hart, denn es fiel ihr plötzlich ein, daß sie nothwendig am Küchenheerd zu thun habe, da das Mädchen einen Gang zu besorgen hatte.

Aber als sie eben die Thür zuschlagen wollte, knarrte leise die Treppe, und ein bärtiger Mann wurde sichtbar, der sehr eilig die letzten Stufen nahm, den Hut ein wenig lüftete und sofort fragte:

„Hat er bei Ihnen gebettelt, Frau Tessel?"

Der junge Mensch zuckte zusammen und sah sie so flehentlich an, als hinge von ihrer Antwort sein ganzes Schicksal ab.

Frau Tessel erfaßte sofort den Vorgang. Wenn sie Ja sagte, so würde der Mensch von dem bärtigen Manne, den sie als einen Geheimpolizisten der Revier-Polizei kannte, mit nach der Wache genommen werden, um dann dem Strafrichter vorgeführt zu werden. Sie überlegte nicht lange. Ohne die Frage zu beachten, sagte sie gleichgültig im Geschäftstone: „Ich sehe doch, daß ich kein Kleingeld habe, um die Rechnung zu bezahlen. Kommen Sie einen Augenblick herein, ich werde wechseln lassen."

Und ohne von dem Kriminalpolizisten, der einige Worte der Entschuldigung hervorbrachte,

weiter Notiz zu nehmen, ließ sie den Bettler eintreten und schloß die Thür.

Der Korridor war eng und dunkel, und da sie das Bedürfniß nach Licht empfand, öffnete sie die nächste Thüre, die zur guten Stube führte, und nöthigte den „Besuch" dort hinein.

„Sie dürfen nicht gleich gehen, sonst werden Sie vielleicht doch noch gefaßt," sagte sie. „Kommen Sie mit nach der Küche, dort können Sie etwas essen. Sie können ja dann die Hintertreppe benutzen. Ich weiß, daß es Polizeivorschrift ist, auf alle Bettler zu fahnden . . Haben Sie denn ein festes Obdach?"

Schon halb auf dem Wege, ihm voranzugehen, blieb sie wieder stehen und blickte ihn fragend an.

Wie beschämt sah er zu Boden. Dann schüttelte er mit dem Kopfe und erwiderte kleinlaut: „Ich bin vor drei Tagen aus dem Gefängnisse entlassen worden. Für die ersparten Arbeitspfennige habe ich mir etwas Sachen gekauft. Gestern früh schon stand ich ganz blank da. Die letzte Nacht habe ich im Freien geschlafen."

Das Wort „Gefängniß" hatte sie zusammenschrecken lassen, so daß sie unwillkürlich mit

einer Seitenschwenkung einige Schritte von ihm zurückwich. Trotzdem sie eine Frau von robustem Körperbau war, die es mit diesem schwachen, zarten Menschen schon hätte aufnehmen können, empfand sie plötzlich Furcht. Rasch warf sie einen Blick durch die offene Thür, die nach dem Schlafzimmer führte. Ganz hinten lag die Küche, in die man einen Einblick hatte. Gott sei Dank, daß Olga, die kräftige Ostpreußin, gerade mit ihrem Korbe hereintrat.

Frau Tessel atmete auf. Sie bekam ihre Ruhe wieder und fühlte das Bedürfniß, den bösen Alp durch Sprechen zu verdrängen. Während sie ihn fragte, wie lange er „gesessen" habe und die Antwort erhielt, daß es ein Jahr gewesen sei, nahm sie unwillkürlich ihre goldene Uhr, die auf dem Sophatische lag, an sich und verschloß sie in einer Schublade des Wäscheschrankes.

Ihr Blick glitt dann im Zimmer umher, als müßte sie noch nach anderen Werthgegenständen suchen, die vor der Nähe eines Spitzbuben zu bewahren wären.

Er begriff ihr Vorgehen sofort und sagte leise im Ton des Vorwurfs: „Gnädige Frau haben nichts zu befürchten, ich habe niemals

in meinem Leben gestohlen. Ich habe auch nicht wegen Diebstahls gesessen, noch aus irgend einem anderen ehrlosen Grunde. Niemals würde ich mich an fremdem Eigenthum bereichern, lieber würde ich Hungers sterben. Wahrhaftig, ich kann's Ihnen schwören, es war heut das erste Mal, daß ich gebettelt habe. Aber ich hielt es vor Hunger nicht mehr aus."

Sie war flüchtig roth geworden und gerieth etwas in Verwirrung, während sie sagte: „O, so war das ja nicht gemeint. Ich dachte im Augenblicke gar nicht an Sie, sondern —."

Aus seinen Worten hatte so viel innerliche Entrüstung geklungen, daß sie ihm glaubte. Um ihre Ausrede wieder gut zu machen und ihm den Beweis zu geben, daß sie ihm traue, wollte sie ihn gleich hier vorn seinen Hunger stillen lassen. Laut rief sie Olga heran, die sie dann im Flüstertone rasch verständigte.

Das Mädchen machte große Augen, tischte dann aber schleunigst einige kalte Speisen auf, dazu ein Glas Bier.

„Lassen Sie sich es gut schmecken," sagte die Kanzleiräthin und lud ihn mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen.

Er war von diesem „Tischlein deck dich" so betroffen, daß er kaum ein Wort des Dankes hervorzustammeln vermochte. Sie sah nur noch, wie er einige ungelenke Verbeugungen machte, den starren Blick auf die Speisen gerichtet, sich dem Tische näherte, bescheiden auf dem Stuhle Platz nahm und den Hut neben sich auf den Teppich legte.

Dann ging sie hinaus, trat an das Fenster des Schlafzimmers und blickte sinnend zu dem Stückchen blauen Himmel hinauf, das sich oben an den Dächern der Hinterhäuser abzeichnete. Es waren trübe Gedanken, die sie spann und die sich um ihren Sohn drehten, um den Einzigen, der ihr und ihrem Manne viel schlaflose Nächte bereitet hatte, an dem aber Beider Herz mit inniger Liebe hing.

Er saß dort, woher der junge Mensch im Nebenzimmer gekommen war, dessen Geständniß die tiefe Wunde ihrer Seele vorhin aufs Neue aufgerissen hatte.

Man hatte ihn Kaufmann werden lassen, weil man hoffte, er würde sich dadurch bei seinem gefälligen Wesen schneller eine Lebensstellung schaffen, als wenn man ihn auf die langweilige Laufbahn eines Subalternbeamten

drängte. Thatsächlich kam er denn auch in einem Bankgeschäfte, in das er eingetreten war, schnell vorwärts, was wohl nicht zuletzt seiner hübschen Erscheinung und seiner wirklichen Intelligenz zu verdanken war. So genoß er bald großes Vertrauen bei seinem Chef, das ihm aber eben seiner Jugend wegen zum Verhängniß wurde.

Er lernte ein leichtsinniges Mädchen kennen, das ihn ganz in ihre Netze zog, trotzdem sie bereits einen Bräutigam besaß, einen Mechaniker, der durchaus die besten Absichten mit ihr hatte, und der ihr wohl gut zum Heirathen erschien, nicht aber zum Amüsiren.

Was vorher so manch' Anderer gethan hatte, das that des Kanzleiraths Sohn. Er mißbrauchte seine Vertrauensstellung und ließ sich zu Unterschlagungen hinreißen, um sich mit seiner Geliebten immer tiefer in den Strudel des Berliner Lebens stürzen zu können. Betrug folgte auf Betrug, bis endlich die Entdeckung eintrat . . .

Frau Tessel schauerte leicht zusammen. Noch stand ihr jener schreckliche Tag mit allen Einzelheiten vor Augen, wo sie ihn, den sie mit Schmerzen zur Welt gebracht hatte, als gemeinen Ver-

brecher hinter den Schranken erblickte. Fürchterliche Tage hatte sie damals durchlebt, und der Kanzleirath, der in Ehren grau geworden war, hatte mehr als einmal daran gedacht, seinem Dasein mit Gewalt ein Ende zu machen.

Allmählich jedoch hatten sie sich befleißigt, das Unvermeidliche in Ergebenheit zu tragen, wurden sie nur noch von der einen großen Hoffnung erfüllt, den Verirrten nicht zu den Verlorenen rechnen zu dürfen, sondern ihn nach seiner Heimkehr als einen reuigen Menschen wiederzusehen, dessen höchste Aufgabe es sei, den Leichtsinn seiner Jugend durch ein neues Leben vergessen zu machen.

Langsam waren ihre Augen feucht geworden, und sie verwünschte fast diesen Menschen da vorn, der ihr plötzlich durch sein Geständniß solche Seelenqualen bereitete, wie sie sie seit Monaten nicht empfunden hatte, denn allmählich hatte die Zeit ihre wohlthuende Wirkung gethan.

Sie hörte das laute Klappern von Messer und Gabel und schloß daraus auf die Begierde, mit der der Hungrige über die Speisen hergefallen sein mußte. Und nun erschien es ihr mit einem Male wie eine tiefe innere Be-

friedigung, einem Menschen Gutes erwiesen zu haben, der gebrandmarkt gleich ihrem Einzigen war. Wer konnte wissen, ob man ihren Sohn so speisen würde, wenn er vom äußersten Elend getrieben an fremde Thüren klopfen müßte!

Als sie wieder nach vorn ging, erblickte sie etwas Seltsames. Sie sah, wie der Gesättigte, wohl in der Annahme ganz ungestört zu sein, aufmerksam eine Photographie betrachtete, die er von der Marmorplatte des Spiegels genommen hatte.

Kaum hatte er das Rauschen des Kleides gehört, als er vor Schreck zusammenfuhr, hastig das Bild wieder zurückstellte und in jene Verlegenheit gerieth, wie sie sich an einem Menschen zu zeigen pflegt, der sich bei etwas Unerlaubtem ertappt sieht.

Er drehte den Hut wieder in den Händen und stammelte einige unzusammenhängende Worte, aus denen Frau Tessel etwas wie eine Entschuldigung entnahm.

Als fände sie durchaus nichts Auffallendes darin, fiel sie ihm sofort lächelnd in das Wort: „O, das thut nichts. Es ist mein Sohn, der augenblicklich in Amerika weilt.“

Diese Ausrede pflegte man stets Leuten

gegenüber anzuwenden, die in die Familienverhältnisse nicht näher eingeweiht waren. Plötzlich wurde sie unruhig, denn sein erstauntes Aufblicken überraschte sie. Es war ihr, als glitte ein leises Lächeln über seine blassen Züge. Wie der Blitz kam ihr ein unheimlicher Gedanke, der so stark auf sie einwirkte, daß ihr Athem schneller ging. Sie fühlte die aufsteigende Hitze in ihrem Gesichte und das erregte Schlagen ihres Herzens. Sofort aber beherrschte sie sich, indem sie sich zu einer ruhigen Rede zwang.

Sie ließ sich auf einen der rothen Plüsch-Fauteuils nieder und begann mit zitternden Lippen, unter dem Einfluß großer Neugierde: „Was haben Sie eigentlich verbrochen? Sie können sich mir offen anvertrauen . . ."

„Ich habe meine Braut erschossen, weil ich von ihrer Untreue überzeugt war," erwiderte er ruhig, diesmal den Blick fest auf sie gerichtet. „Sie hatte mich schwer beleidigt, und so konnte ich mich im Augenblicke nicht mehr mäßigen. Ich wurde wegen Todtschlags angeklagt, und man billigte mir mildernde Umstände zu. Ich habe schwer gesühnt."

Während er den Kopf wieder gesenkt hielt, glitt sein irrender Blick abermals nach der

Photographie, doch diesmal scheu, als müßte er noch viel mehr sagen, wozu er aber nicht den Muth hätte. Plötzlich fügte er mit gesenkten Augen hinzu: „Ihr Herr Sohn war nicht der Einzige, mit dem sie mich hinterging.“

Regungslos, Todtenblässe im Gesicht, saß Frau Tessel da, den starren Blick auf ihn gerichtet. Fürchterlich war ihr die Erkenntniß gedämmert. Was für ein entsetzlicher Zufall, der ihr diesen Menschen ins Haus brachte, den sie niemals zuvor gesehen hatte, dessen Namen sie aber kannte, und von dem sie wußte, daß sein Schicksal aus der Tragödie ihres Sohnes sich herausgestaltet hatte!

Sie wollte etwas sagen, aber der schreckliche Eindruck des Augenblicks hatte ihr die Worte genommen. Und da er die Empfindung hatte, etwas Entsetzliches angerichtet zu haben, so begann er wieder, fast bittend:

„Ich habe nicht gewußt, daß hier seine Eltern wohnen, ich sah auch gar nicht auf das Thürschild. Ich zog blindlings an der Klingel. Wahrhaftig, es ist so . . . Nun kann ich es Ihnen aber sagen, gnädige Frau — Ihr Sohn denkt Tag und Nacht an Sie und weint im Stillen mehr um seine Eltern, als Sie es

glauben. Während der täglichen Spaziergänge haben wir uns kennen gelernt. Die Gefangenen halten immer zusammen und klagen sich gegenseitig ihre Leiden. Nicht er hatte Schuld, sondern sie, die ich getödtet habe ..... Haben Sie tausend Dank für das Gute, das Sie mir heute erwiesen haben. Nie werde ich Ihnen das vergessen. Zum ersten Male habe ich gebettelt, — es soll auch das letzte Mal gewesen sein."

Er trat auf sie zu, ergriff ihre Hand, küßte sie wiederholt und flüsterte dann wie zur Ermuthigung: „Noch ein Weilchen, und er wird ebenfalls kommen."

Kaum eines Wortes fähig, holte sie ihr Portemonnaie hervor und drückte ihm einen Thaler in die Hand. Dann erhob sie sich und ging ihm voran, dem hinteren Ausgang zu.

„Kommen Sie heute Abend wieder, wenn mein Mann hier ist. Sie sollen nicht untergehen," war Alles, was sie hervorzubringen vermochte.

Die Küchenthür klappte. Dann ging Frau Tessel mit erhobenem Haupte an ihrem Dienstmädchen vorüber, schritt wieder dem Vorderzimmer zu und riegelte sich ein. Und während

sie am Fenster stand, das Bild ihres Sohnes betrachtete, rannen ihr heiße Thränen über die Wangen, Thränen, wie sie nur den Augen einer Mutter entströmen können . . . .

Der Garderobenhalter.

Lilli Schuster hatte bereits frühzeitig „theatralische Anlagen" gezeigt. Schon als Kind war es ihr ein Vergnügen gewesen, sich mit bunten Tüchern zu drapiren, vor den Spiegel zu stellen, den Lockenkopf zu schütteln, mit den Armen heftig zu agiren und dabei allerliebste Gesichter zu schneiden.

Das hatte sie von der Aeltesten, die einem besseren Theaterverein angehörte und zu Hause stets „wild" wurde, wenn sie ihre Rollen lernte. Hin und wieder mimte auch die Zweite etwas mit, um die „jungen Leute" auf sich aufmerksam zu machen, wie die Mutter zu sagen pflegte.

Die „drei Schusters" waren überhaupt lustige Mädels, die am liebsten Alles auf den Kopf gestellt hätten, wenn Knapphans nicht so oft

Gast im Hause gewesen wäre. Es waren noch zwei Brüder vorhanden, von denen der eine als Supernumerar kräftig der Unterstützung bedurfte, während der andere noch das Gymnasium besuchte und bei jeder Gelegenheit einen fürchterlichen Appetit entwickelte.

So hatte der alte Rechnungsrath, der ein Mädchen ohne Vermögen geheirathet hatte, seine Sorgen, und er war froh, wenn seine Frau zu Hause das Regiment führte und man seine „extraordinäre Kasse" so wenig als möglich in Anspruch nahm.

Dann kam die Zeit, wo man daran denken mußte, die Aelteste zu versorgen, denn sie hatte bereits zweimal „genullt", wie die Berliner zu sagen pflegen, das heißt die Zwanzig hinter sich. Da sie leidlich hübsch war, fand sich denn auch ein Freier, ein junger Kaufmann aus dem Theaterverein, der sich geehrt fühlte, einen „Herrn Rath" zum Schwiegervater zu bekommen.

Am Polterabend gab es ein kleines Ereigniß. Die zwölfjährige Cilli spielte ein Blumenmädchen so graziös und deklamirte ihr Gedicht so wundervoll, daß rauschender Beifall von allen Seiten kam. Sie wurde noch zu einer

Zugabe ermuntert und trat in einer sehr zum Lachen reizenden Vermummung als „Garderobenhalter“ auf.

Diese Soloszene bestand in einem sehr komischen Zwiegespräch zwischen einem Herren- und einem Damenhut, die auf einem Kleiderriegel im Korridor hängend gedacht waren und sich nicht vertragen konnten. Mit hoch erhobenen Armen, über jede Hand einen der Hüte gestülpt, die sich fortwährend wie zwei Gesichter zuwendeten, verstand sie es, die „Gefühle“ der beiden Kopfbedeckungen so drollig zum Ausdruck zu bringen, daß ein alter Herr aus der Gesellschaft sie vor Entzücken in seine Arme schloß, herzhaft küßte und mit Enthusiasmus verkündete, daß der „Garderobenhalter“ eine entscheidende Wendung in ihrem Leben bedeuten würde. Es stand fest bei ihm, daß eine große Schauspielerin in ihr stecke, die dereinst die Welt noch in Erstaunen setzen werde.

Sie war glühend roth geworden. In ihrer Kindesseele erwachten dunkle Vorstellungen von blendender Lichtfülle und berauschenden Triumphen, die märchenhaft, wie die Wunder aus „Tausend und eine Nacht“, auf sie einstürmten.

Vor Kurzem war sie bei einer Kindervorstellung im Theater gewesen und hatte mit großen Augen die Vorgänge auf der Bühne verfolgt, und so schwebte ihr noch jene herrlich gekleidete Heldin vor, die man zum Schluß hervorgejubelt und mit Kränzen förmlich überschüttet hatte. So ausgezeichnet zu werden, das müßte schön sein!

Nach einigen Jahren begann die Weissagung des alten Herrn sich zu erfüllen.

Es schien in der That, als würde die jüngste der „drei Schusters" diejenige von den Schwestern sein, auf die der andauernde Besuch des Theatervereins „Undine" fruchtbringend gewirkt hätte. Auch die Zweite war mittlerweile in den Hafen der Ehe eingelaufen und hatte gleich der Ersten der Scheinwelt der Privatkoulissen andauernde Feindschaft geschworen. Mann und Kind nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß die einstigen Ideale sich allmählich in der Prosa des Lebens aufzulösen begannen.

Umsomehr durfte nun Lilli das theatralische Feld behaupten. Mit gelindem Entsetzen bemerkte der Rechnungsrath, wie immer gewaltiger der Drang in ihr entstand, hinaus auf die Bretter zu steigen, welche die Welt bedeuten,

und wie sich ihrer allmälig eine große Ungebundenheit bemächtigte, die sich mit den vier Wänden des Philisterthums durchaus nicht vertrug.

Seine simple Ehrbarkeit, die sich das Leben der Theaterdamen nicht anders als ein Sodom und Gomorrha vorstellen konnte, sträubte sich zuerst gegen die Zumuthung, eine seiner Töchter könnte wirklich das Komödienspiel als Erwerb betrachten.

Im Verein „Undine" war das ganz etwas Anderes. Da war man unter sich, unter honetten Leuten, bildete eine einzige große Familie und war nur darauf bedacht, einige Stunden des Abends vergnügt hinzubringen, um zum Schluß den Mädels noch zu einem Tänzchen zu verhelfen. Aber sich vorzustellen, daß Lilli mit richtigen Schauspielern auf der Bühne Umarmungen austauschen könne, sich den Blicken tausend fremder, ihr gleichgültigen Menschen aussetzen müsse — dieser Gedanke brachte ein „Brrr" auf seine Lippen, verbunden mit einem Schütteln des Schauderns.

Er dachte lange nach. Sie mußte es entschieden von der Mutter seiner Frau haben, die für den Koulissentand ebenfalls starke Nei-

gung gezeigt hatte. Bevor er jedoch den Gelüsten seiner Jüngsten energisch Widerstand leisten konnte, schied er ganz plötzlich aus der Welt, an einem Herzübel, das ihn in letzter Zeit ganz besonders stark geplagt hatte.

Mit der Mutter hatte Cilli nicht viel zu kämpfen, denn die Frau Rechnungsrath hatte sich bereits stark in den Gedanken hineingelebt, von der „Riesengage" der „Talentvollen" sich auf ihre alten Tage ein beschauliches Dasein zu schaffen. Sie hatte weder von ihren Söhnen noch von den „Verheiratheten" etwas zu erwarten, denn diese hatten gerade mit sich genug zu thun. Trotzdem die kleine Pension nicht hin noch her reichte, brachte sie alle nur möglichen Opfer, um Cilli den Besuch einer Theaterschule oder vielmehr „dramatischen Lehranstalt", wie der „Herr Regisseur" sein Institut nannte, zu ermöglichen.

Gerade als Cilli im besten Zuge war, sich die Unmanieren des Vereins „Undine" abzugewöhnen und die ernsten Aufgaben der Darstellungskunst zu erfassen, traf sie der erste vernichtende Schlag: auch die Mutter ging hinüber ins Reich der Schatten. Nun fiel auch die Wittwenpension fort.

Die Brüder konnten nicht helfen und die Mittel waren erschöpft.

Die Schwestern riethen zur Umkehr. Aber Cilli befand sich bereits zu sehr in ihrem Element, als daß sie den Lockungen des Theaterteufels hätte widerstreben können. Hinzu kam ein gewisser Stolz, zu beweisen, daß sie sich in ihrer Begabung nicht getäuscht habe, und der Trotz, sich vor den Krämerseelen, wie sie ihre Schwäger nannte, nicht zu beugen. Denn schon oft hatte sie von dieser Seite Bemerkungen aufgefangen, die sich auf das „Aus-der-Art-geschlagen“ bezogen und ihr leicht erregbares Blut in Wallung brachten.

Zu Hause machten ihr die Brüder die Hölle heiß, die sie für „zu frei“ erklärten und die Predigten des seligen Vaters wiederkäuten, der in jedem Mädchen nur die zukünftige Hausfrau erblickt hatte.

Die Schwestern, die sie trotz alledem lieb hatten, steckten ihr heimlich zu, was sie sich von ihrem Wirthschaftsgelde abknapsen konnten, und so hielt sie sich glücklich so lange über Wasser, bis der „Herr Regisseur“ eines Tages erklärte, er halte sie nun für reif genug, „seine Lehrmethode an einer respektablen Bühne würdig

zu vertreten". Ein verstecktes Ansinnen von ihm, sie einem bekannten lebenslustigen Protektor zu empfehlen, hatte sie voll Entrüstung zurückgewiesen, was er geruhte, sehr naiv zu finden, da es doch von ihm allgemein bekannt sei, daß er seinen entlassenen Schülerinnen nur durchaus praktische Winke mit auf den Weg gebe.

Der „Herr Regisseur" hatte Verbindungen mit der Provinz. So empfahl er sie denn einem befreundeten Direktor in einer kleinen Stadt, der mit Rücksicht auf die Garnison und das halbe Dutzend Zivillöwen, das dort herumbummelte, gern mit jungen, frischen Debutantinnen zu paradiren pflegte und der geringen Gage wegen sich mit Kattun und Tüll begnügte.

Ein ganzes Jahr lang hielt sie sich tapfer, lernte sie das ganze versteckte Elend kennen, dem anständige und hübsche Schauspielerinnen ausgesetzt sind, die überall die verlockenden Fallstricke ihrer Tugend sehen und doch den sittlichen Muth besitzen, Allem zu widerstehen. Ihr einziger Traum war Berlin, dort ihr Talent zur Entfaltung zu bringen und ihrer Mutter, die fest an ihr Talent geglaubt hatte, noch im Grabe Ehre zu machen.

Die langen, gagenlosen Sommerferien folgten und mit ihnen allerlei Demüthigungen vor Agenten, die ihr, der noch unverdorbenen Idealistin, mehr als einmal die helle Röthe ins Gesicht trieben. Schweigend erduldete sie Alles, von jener starken Hoffnung beseelt, die den Grundzug wirklich naiver Naturen bildet.

In Berlin fand sie die einstige Häuslichkeit zerrissen, der älteste Bruder hatte sich in die Provinz versetzen lassen, der jüngere war bei einem der Schwäger in Pension. Da sie während ihres Engagements den Schwestern immer nur geschrieben hatte, daß es ihr leidlich gehe, so hinderte sie jetzt ihr Stolz erst recht, sich ihnen aufzudrängen.

So wohnte sie denn „möblirt“ und schlug sich durch, so gut es ging. Sechs Wochen lang „gastirte“ sie an einer Vorort-Sommerbühne, was ihr wie ihr „künstlerischer Tod“ vorkam, denn Niemand nahm Notiz von ihr, ausgenommen der „artistische Leiter“, der im gewöhnlichen Leben das einträgliche Geschäft eines Brauereibesitzers betrieb.

Endlich schien für sie die „große Zeit“ zu kommen. Durch Vermittlung einer Agentur durfte sie sich dem Direktor eines größeren

Theaters vorstellen, von dem man ihr gesagt hatte, daß er durch ihre Photographie und die kritischen Empfehlungen der „Stadtpost" in Dingsda zu der Aeußerung veranlaßt worden sei, daß die „betreffende Dame eventuell eine Acquisition" für ihn sei. Sie fand den gefürchteten Koulissen-Beherrscher in seinem Theater-Bureau anscheinend in schlechter Laune vor, denn er nahm von ihrem Eintritt kaum Notiz, schrieb vielmehr ruhig weiter, musterte sie aber mehrmals durch rasche Blicke in den Sophaspiegel.

„Womit kann ich Ihnen dienen, mein Fräulein?" fragte er dann, indem er das berüchtigte Theater-R mit jener dramatischen Verve hervorschnarrte, die seine fremdländische Abstammung sofort verrieth. „Schuster heißen Sie? Wie kann man nur Schuster heißen, liebes Kind?" fuhr er fort, nachdem sie sich mit Zagen vorgestellt hatte. „Beim Theater darf man niemals Schuster heißen, niemals! Vor Allem an meinem Theater nicht. Meine Bühne würde darunter leiden. Weßhalb nehmen Sie keinen nom de guerre an, wie man in Paris zu sagen pflegt, das ich mit Stolz meine zweite Heimath nennen darf. Machen Sie meinet-

wegen einen Accent über das e, aber um Himmelswillen nur nicht Schuster! Bedenken Sie doch die Kritik! Sie brauchten nur ledern zu spielen und der Witz wär' da."

Nun hatte er sich ihr zugewendet, schlug ein Bein über das andere, strich seinen martialischen Schnurrbart und musterte sie wohlgefällig. „Sie sind hübsch, mein Kind, man könnte eventuell den Versuch machen, Sie einmal hinauszustellen . . . Darf ich um Auskunft über Ihren Garderobenhalter bitten? Danach würde ich Ihr Repertoir ermessen können."

Sie überhörte das Wort, weil ihre Gedanken bereits einen höheren Flug genommen hatten. Voll seliger Hoffnung begann sie von den Erfolgen in der Provinz zu plappern und von dem Talent, das man ihr allgemein nachsage.

Unruhig unterbrach der Gewaltige sie: „Liebes Kind, ich habe nicht nach Ihrem Talent gefragt. Ich setze immer voraus, daß man Talent besitzt, wenn man zu mir kommt. Aber ich kann nur Damen engagiren, die über glänzende Kostüme verfügen. Mein Theater ist eine Bühne ersten Ranges . . . allerersten Ranges! Deßhalb muß ich mir nochmals die

Frage erlauben: „Können Sie mir Gewähr für gute Finanzirung Ihres Garderobenhalters bieten?"

Jetzt hatte sie das viel bedeutsamere Wort verstanden. Bleich, keiner längeren Auseinandersetzung mehr fähig, ging sie, entlassen mit wohlmeinenden Worten, die von einem Achselzucken des Bedauerns begleitet waren. Noch schwirrte ihr die magere Ziffer im Kopfe herum, die man ihr als „eventuelle Gage" geboten hatte. Zum Leben zu wenig, zum Verhungern zu viel!

Vor dem Theater begegnete ihr jener „lebenslustige Protektor", an den sie vor einem Jahr durch ihren väterlich gesinnten Lehrer gewiesen worden war. Er zog sehr höflich den Hut und benützte die Gelegenheit, sich liebenswürdig „in Erinnerung" zu bringen. Er habe sehr viel über ihr „schönes Talent" gehört und hoffe sie bald als „star" an einer ersten Bühne glänzen zu sehen. Sie gingen ein Stück Weges mit einander, wobei sie fand, daß er im Verkehr weniger gräßlich sei, als man ihn ihr geschildert hatte.

Lange kämpfte sie mit sich den Kampf zwischen Ehre und leicht erkauftem Ruhm. Aber

die Eitelkeit umgaukelte sie mit süßen verführerischen Melodien.

Am Nachmittag ging sie zum Kirchhofe hinaus, kniete an den Gräbern ihrer Eltern nieder und weinte sich herzlich aus. Sie erwog Alles, selbst den Tod. Stünde es dann besser um sie? Thränen der Schwester und Brüder, und dann Vergessenheit! Nein, nein! Die Eltern waren todt, sie war selbständig und brauchte Niemand Rechenschaft über ihr Thun und Lassen zu geben. Sie war jung und schön und lechzte nach Ruhm und Genuß. . . .

Sie hatte sich entschieden. Am Abend saß sie beim Sekt, inmitten lustiger Gesellschaft, zur Seite den „Protektor", der ihr als erstes Angebinde einen kostbaren Brillantring geschenkt hatte und sie bereits zärtlich seine „kleine Freundin" nannte. Ihr Tischnachbar benützte die Gelegenheit, ihr in etwas verwegener Weise zu ihrem „Garderobenhalter" zu gratuliren. Edes Etat für splendide Kostüme sei einfach phänomenal.

Sie schauerte leicht zusammen und schloß halb die Augen. Und während sie den Kelch mit Champagner in der Hand hielt, zog ein süßes Bild aus ihrer Jugend an ihrem Geiste

vorüber. Sie sah sich als harmloses, unschuldiges Kind an jenem Polterabende, wo sie das lustige Solo vortrug und der alte Herr prophezeite, daß der „Garderobenhalter" eine entscheidende Wendung in ihrem Leben bedeuten würde. Wenn er geahnt hätte, in welcher Art!

Mit Gewalt zerdrückte sie das Naß in ihren Augen, stieß laut lachend an und stürzte ein volles Glas hinunter. Bei derartigen Anfällen war Betäubung die beste Medizin. . .

Die alte Ebel.

Punkt vier Uhr des Morgens, ob Sommer oder Winter, erschien die alte Ebel mit ihrem Klappkorbe am Arme als Erste vor dem Hause des bekannten Hofschlächters in der Friedrichstraße und nahm ihre gewohnte Ecke in dem kleinen Vorflur am großen Gitterthore ein, das das Haus von der Straße abschloß.

Seit fünf Jahren hockte sie immer auf derselben Stelle, dicht an der Stufe, die zu dem großen Laden führte, der aber um diese Zeit noch geschlossen war. Es war so zu sagen der Ehrenplatz, den ihr die abgehärmten Frauen und Mädchen eingeräumt hatten, die sich in aller Frühe hier zusammendrängten, um die Abfälle von Wurst und Fleisch entgegen zu nehmen, die ihnen der wohlthätige Mann durch einen seiner Gesellen austheilen ließ.

Alle wußten, daß sie einst bessere Tage gesehen hatte, und daß es ihr nicht an der Wiege gesungen worden war, sie werde im späten Alter, mit früh erbleichtem Haar, von der Gnade fremder Leute abhängig sein.

Sie selbst jedoch sprach nie über ihre Familie, nur aus einigen Andeutungen von ihr glaubte man entnommen zu haben, daß sie noch große Kinder besitze, mit denen sie trübe Erfahrungen gemacht haben müsse. Worauf auch immer ihr ewiges Lamento hinwies: daß eine Mutter zehn Kinder ernähren könne, aber zehn solcher Rangen nicht eine Mutter.

Hin und wieder brachte sie auch das Gespräch auf ihren Mann, an dem sie mit großer Innigkeit hing. Dabei erhielten ihre Augen einen erhöhten Glanz und ihre Sprechweise, die im Laufe der Jahre durch den Umgang mit den Niedrigen aus dem Volke etwas gewöhnlich geworden war, veränderte sich merklich.

„Nicht wahr, meine Lieben, es ist doch so?“ begann sie in der Regel sehr lebhaft. „Mann und Frau sollen eins sein, auch im Alter und in schlechten Tagen. Früher, als wir noch unsere große Gastwirthschaft hatten und ich das Geld in Rollen auf den Tisch zählen

konnte, verhätschelte mich mein Mann, strich meine Wangen und nannte mich sein liebes Kind. Damals ernährte er mich, denn er war noch gesund und kräftig. Ich jedoch war man immer soso. Ein spillriches Ding. Das Essen wollte niemals bei mir anschlagen, trotzdem wir es wahrhaftig dazu hatten. Nun, da wir Alles verloren haben und er ausgemergelt und halbgelähmt ist, ist es meine Pflicht, ihm noch zu einer warmen Suppe zu verhelfen. Jetzt tätschele ich ihn und nenne ihn meinen Lieben und Einzigen. Und nun erlebe ich noch das Wunder, daß ich fett und rund wie eine Marktfrau werde. Das muß wohl das ewige Sitzen machen. Denn, wenn man hier stundenlang auf eine Knochenbeilage wartet, kommt man sich wie eine richtige Rentiere vor, die es mit ihrem Diner nicht sehr eilig hat. Sie weiß ja doch, daß es kommen muß."

Die Uebrigen lachten, und Frau Rietsch, eine lange und hagere Wäscherin, die am lautesten aufgekreischt hatte, beugte sich zu ihrer Nachbarin, einer vertrocknet aussehenden Wittwe, für die man den Spitznamen „Mutter Tunte" erfunden hatte (Tunte war eine Verbalhornisirung von Tante) und raunte

ihr zu: „Manchmal spricht sie doch janz jebüldet.“

Es war im Winter, kurz nach fünf Uhr. Alle hatten ein Wenig die Augen geschlossen gehabt und waren nun munter geworden, weil sie hinter dem Rollladen verheißungsvoll poltern hörten. Nicht lange mehr und sie waren von ihrem qualvollen Warten erlöst.

Es war auch wirklich kein Spaß, an diesem kalten Morgen, wo der Hauch wie eine Dampfwolke aus dem Munde entströmte, die fast steifgefrorenen Glieder in steter Bewegung zu erhalten, um sich gegen den Frost nach Möglichkeit zu wehren. Außerdem war ein starkes Schneegestöber, von dem man selbst in dieser geschützten Ecke sein gut Theil abbekam.

Der Wind blies kräftig von der anderen Seite der Straße her und trieb die feinen, nadelspitzen Eiskrystalle mit aller Macht in den Flur hinein, so daß die Kleiderkanten der Armen mit einer weißen Kruste überzogen waren. Aber sie rückten und rührten sich nicht, denn die Gewohnheit hatte sie gegen jedes Unwetter gleichgiltig gemacht.

Den Kopf in dicke Tücher gehüllt, so daß kaum die Nasenspitze zu sehen war, die Arme

unter der Schürze vermummt, den Oberkörper geduckt, starrten sie stumpf und blöde vor sich hin, kaum mehr darauf achtend, was draußen auf der Straße vorging.

Der Schnee umwirbelte die Laternen und zog in hellen Streifen über die Straße. Dann sah es zeitweilig aus, als würden von unsichtbaren Luftgeistern, unendlich lange weiße Schleier gewoben, durch die das flackernde Licht der Laternen einen matten Schein würfe. Das Witterungsgewebe zertheilte sich dann, die Flocken fielen gerade und dicht in unaufhörlichen Strömen zur Erde hernieder, bis der Riese Wind wieder seine unendlichen Backen blähte und pfeifend die weiße Wand über das Trottoir fegte.

Selten, daß einer der spärlich Vorübergehenden Notiz von dem Häuflein Armuth nahm. Nur hin und wieder blieb irgend ein halbbezechter Nachtschwärmer stehen, reckte den Hals aus dem emporgeschlagenen Kragen seines Paletots in den Flur hinein und wunderte sich über die dunklen, zusammengekauerten Gestalten, aus denen er nichts Rechtes zu machen wußte. Er murmelte etwas Unverständliches vor sich hin, schüttelte den Kopf, gebrauchte wohl einige

nichtsnutzige Redensarten, die unbeantwortet blieben und ging dann weiter.

Endlich kam die Erlösung. Innen machte sich anhaltendes Poltern bemerkbar, dann ertönte das Quietschen des Rollladens, das gewöhnlichen Menschenkindern durch Mark und Bein gegangen wäre, diesen Armen aber wie verheißungsvolle Musik erklang.

„Jott sei Dank, det die Schleuse uffgezogen wird. Een Eiszappen hat's jut jejen Unsereens. Der weeß nich, warum er friert," sagte Frau Rietsch, die wie gewöhnlich zuerst in die Höhe geschnellt war und den gekrümmten Buckel reckte.

Auch die Uebrigen hatten sich erhoben und vertraten sich die Beine. Mit einem Male war große Geschwätzigkeit über sie gekommen, die in seltsamem Gegensatze zu der bisherigen Schweigsamkeit stand. Es war der Ausbruch einer gewissen Lustigkeit bei dem Gedanken an die zu erwartenden Genüsse. Durch Etwas mußte man doch seiner Freude Luft machen.

„Mir hat von Filet jetraimt," sagte eine kleine junge Frau, die schmächtig wie ein Kind aussah und erst neuerdings die Vergünstigung bekommen hatte, an dieser Krippe hier erscheinen zu dürfen.

„Ick war in 'ne fremde Jejend jerathen, dann jiebt's immer was Appartes," fiel ein blatternnarbiges Mädchen ein.

„Na, denn wird's woll falschen Hasen jeben," warf die „Tunte" in ihrer gedehnten Sprechweise dazwischen.

Alle lachten über diesen „Witz".

Dann trat völliges Schweigen ein, denn heller Lichtschein drang durch den sichtbaren Theil der Glasthür und erleuchtete den unteren Theil des Vorflures, so daß die ärmlichen Röcke in ihrer ganzen Bedürftigkeit sichtbar waren.

Das war das Zeichen zu einem allgemeinen Vorstoß. Es waren etwa zwölf Menschen, die sich plötzlich nach der Ladenthür drängten, um nicht zu kurz zu kommen. Trotzdem sie wußten, daß das gar keinen Zweck hatte, so wiederholten sie doch jeden Morgen dieselbe Attacke. Sie handelten aus Gewohnheit der Armen, die stets in dem Glauben leben, bei Vertheilung der Erdengüter zuletzt an die Reihe zu kommen.

„Aber so erdrückt doch das Kind nicht, seid doch nicht so wild. Ihr bekommt doch keinen Rabatt dafür," sagte Mutter Ebel, die, nun

im Stehen, mit ihrer robusten Figur die Ecke dicht an der Klinke ausfüllte.

„Komm' her, Kleine," sprach sie dann weiter, „wir wollen zeigen, daß wir warten können. Dann wird's uns gehen, wie es in der heiligen Schrift verkündet ist: die ‚Letzten werden die Ersten sein'."

Damit zog sie ein etwa elfjähriges Kind zu sich heran, das ein winziges offenes Körbchen am Arme trug und in ein dickes Umschlagetuch wie in einen Seelenwärmer gewickelt war, über welches das aufgelöste braune Haar in Strähnen hing. Diese Kleine, die einen sehr bescheidenen Eindruck machte, vertrat ihre Mutter, die vor einigen Tagen auf dem Glatteis gestürzt war und sich einen Fuß gebrochen hatte. Eingeschüchtert durch die Keckheit der Erwachsenen hielt sie sich meist im Hintergrunde, schwebte dann aber in steter Furcht, als Kleinste von Allen nicht zur Geltung zu kommen und so versuchte sie durch jede Lücke hindurchzuschlüpfen, hatte aber wenig Glück damit.

Man fühlte sich durch Mutter Ebels Worte beschämt, trat zurück und hinderte sie daran, ihren Platz zu verlassen. Die kleine schmächtige Frau schob das Kind sogar bis dicht an die

Ladenthür und sagte: „So, nun sollst Du auch wirklich die Erste sein.“

„Na, jeht denn die Quietschkommode heute jar nich uff,“ räsonnirte dann die Rietsch drauf los.

Der Rollladen war erst bis zur Hälfte aufgezogen und schien festzusitzen; dann aber ging er nach einer letzten Anstrengung in die Höhe. Man bekam bald die Erklärung dafür. Statt des Altgesellen, der ihnen sonst jeden Morgen zu öffnen pflegte, erblickten sie ein fremdes Gesicht. Es war ein frischer, kräftig gebauter Mann, Ende der Zwanziger, der ihnen durch die Scheibe freundlich zugrinste und sie dann eintreten ließ.

Also ein neuer Geselle, mit dem man sich auf alle Fälle gut befreunden mußte. Die „Tunte“ machte sofort einen etwas verunglückten Knix, um sich mit dem „Neuen“ gut zu stellen. Und auch Frau Rietsch versuchte den Buckel möglichst weit zu krümmen. Ihr „Wünsche Juten Morjen“ klang fast flötenhaft und war mit einem Augenaufschlag begleitet, der beinahe zu denken geben konnte.

„Na, dann springt nur vorbei wie die Hammel. Von heute ab habt Ihr es mit mir

zu thun," sagte er, indem er die Thürklinke so lange in der Hand behielt, bis die Letzte hindurchgeschlüpft war.

Alle wußten sofort, daß von heute ab ein strenges Gericht mit ihnen beginnen würde, denn eine derartige Tonart hatten sie noch nicht vernommen. Plötzlich dämmerte es ihnen auch von einem „zukünftigen Schwiegersohn" etwas vernommen zu haben, der demnächst in das Geschäft eintreten würde, um die einzige nicht mehr junge Tochter ihres Wohlthäters heimzuführen. Gewiß, das mußte er sein, dafür sprach schon sein ganzes Auftreten. Auch in seinem Aeußeren hatte er Etwas, was den „Herrn" erkennen ließ: das wohlfrisirte Haar, den kokett gewirbelten üppigen Schnurrbart und den hohen modernen Stehkragen mit der ebenfalls modernen, gestreiften Kravatte, in der eine goldene Nadel steckte.

In dem großen, sehr sauber aussehenden Laden, in dem das geputzte Messing glänzte, und dessen lange Wände prächtig gemalte Dekorationsstücke schmückten, brannte bereits eine Kuppel des elektrischen Lichtes und erleuchtete Alles wie mit Tageshelle. Hinter dem Ladentische stand eine Mamsell, die noch sehr ver-

schlafen schien, denn sie gähnte fortwährend hinter der vorgehaltenen Hand.

„Nun, habt Ihr alle Eure Marken?" begann er wieder, blieb breitbeinig vor ihnen stehen und zündete sich eine Zigarette an.

Diese Marken bestanden aus mit Papier beklebter Pappe, trugen den Stempel des Geschäfts und Namen und Wohnung der Bedürftigen. Es bedurfte vieler Mühe, um in ihren Besitz zu gelangen. Gewöhnlich setzte sich der Meister mit dem Armenvorsteher in Verbindung, der ihm diejenigen vorschlug, die ihm besonders am Herzen lagen. Vor Mißbrauch der Marken war man sicher, denn diese Armen würden sich gewiß nicht ins eigene Fleisch schneiden und Wohlthaten Anderen zu Theil werden lassen, deren sie selbst wie das liebe Leben bedurften.

Hinten, am Ende des Ladens, befand sich eine durchbrochene Wand, die in einen Nebenraum führte. Hier stand ein großer Hauklotz, auf dem die Abfälle bereits in Häufchen getheilt waren.

Alle umstanden den Block eng zusammengedrückt wie eine Heerde furchtsamer, eingeschüchterter Schafe.

August, der Altgeselle, der sie bisher abgefertigt hatte, war zwar auch nicht immer zart gewesen, hatte aber doch stets derbe Witze bereit gehabt, die ihm in ihren Augen einen Zug von Freundlichkeit gegeben hatten.

Dieser „Neue" jedoch schien einen ganz besonderen Kommandoton am Leibe zu haben. Die Hälse gereckt, stumm und starr den fast gierigen Blick auf die Herrlichkeiten vor sich gerichtet, fühlte Jede fast ihr Herz schlagen bei dem Gedanken, sie besonders könnte heute schlecht behandelt werden.

Nur Eine war es, die in diesem Augenblicke nicht an die kümmerlichen Abfälle dachte, sondern nur Augen für den Mann vor sich hatte, dessen Anblick plötzlich jammervolle Abgründe ihres Lebens mit Allgewalt aufgedeckt hatte. Noch traute sie kaum ihren müden Augen, aber je mehr sie ihre Unruhe fühlte, je stärker ihr Athem ging, je mehr empfand sie, daß sie Denjenigen vor sich hatte, der, nachdem das Schicksal ihnen Alles genommen hatte, auch noch ihre Seele knickte.

Mit zitternder Hand hatten Alle ihre Marken hingereicht und ihr Scherflein entgegengenommen. Nun stand Mutter Ebel vor ihm,

die er gleich den Uebrigen kaum beachtet hatte. Schon wollte er ihr das Häuflein Abfälle in den Korb legen, als sie diesen zurückzog und rauh sagte: „Von Ihnen, Herr Raube, nehme ich nichts. Auch dann nicht, sollten Sie damit vergelten wollen, was wir an Ihnen früher gethan haben, als Sie sich oftmals satt bei uns aßen.“

Vor Schreck ließ er fast die Fleischüberreste fallen, die er noch immer in Händen hielt. Auch die Mamsell hinter dem Ladentisch blickte groß auf und trat näher. Einige der Armen hatten noch nicht den Laden verlassen, blieben stehen und wandten sich um. War denn Mutter Ebel plötzlich verrückt geworden? Ei, sie wollte wohl, pochend auf ihre alten Rechte, hier ein wenig Revolution machen? Das konnte ihr schlecht bekommen.

Endlich hatte sich der Geselle gefaßt und Alles begriffen. „Ach, Sie sinds, Frau Ebel,“ sagte er in erzwungenem Tone. „Ich hatte Sie erst gar nicht wiedererkannt. Wie gehts?“ Und plötzlich seine Stimme dämpfend, raunte er ihr zu: „Werden Sie hier nicht laut, es ist schon besser so. Lassen Sie die alte dumme Geschichte mit Ihrer Frieda ruhen. Sie ist nun

einmal für uns Alle verloren. Neulich sah ich sie in sehr schlechter Gesellschaft — es war schon Morgens um vier Uhr. . . . Hier nehmen Sie sich noch die ganze Wurst mit. Das können Sie jeden Tag haben, wenn Sie wollen, Sie müssen sich nur hübsch an mich halten."

In den trüben Augen der Alten funkelte es. Mit Gewalt entriß sie ihm den Korb, den er wohlmeinend wieder an sich gezogen hatte. Während sie ihre Gestalt reckte und ihn drohend mit einem Ausdrucke des Hasses anblickte, preßte sie hervor: „Niemals ein Stückchen von Ihnen, Herr Raube, eher will ich Hungers sterben und auf Krücken für meinen armen Alten betteln gehen. Sie waren es, der sich in unsere Herzen schlich, meine arme Tochter bethörte und sie dann im Unglück sitzen ließ. Und wenn sie heute auf schlechten Wegen wandelt, so haben Sie sie allein auf dem Gewissen. Pfui über Sie, dreimal Pfui!"

Die Mamsell schlug im Geheimen die Hände zusammen, und die Armen, die sich, von der Neugierde zurückgehalten, an der Thür zusammengedrängt hatten, blickten sich bedeutungsvoll an. Nun war ihnen plötzlich das Trauerspiel im Leben dieser Alten klar geworden, die

im Schweigen ihr Schicksal zu ertragen wußte. — Plötzlich spielte Raube wieder den Brutalen.

„Na, denn nicht,“ sagte er kurz und warf den Klumpen Fleischüberreste zur Seite. „Wer nicht will, der hat schon.“ Damit wandte er sich ab und ließ sie stehen.

Sie sagte nichts mehr und ging — ging mit dem Bewußtsein einer armen, verlassenen Frau, die im höchsten Elend noch den Stolz hervorgekehrt hatte. Draußen im Flure standen die Frauen und Mädchen noch beisammen und tuschelten. Kaum hatten sie Mutter Ebel erblickt, als sie Alle auf sie eindrangen, etwas aus ihren Körben zu nehmen. Sie zögerte nicht lange, denn, was sie hier nahm, hatte ihr Jener nicht in die Hand gesteckt. Auch das kleine Mädchen steuerte ihr Theilchen bei.

Dann nahm Mutter Ebel unter Dankesworten Abschied von Allen. Diese Schwelle hier würde sie gewiß nicht mehr betreten. Der liebe Gott, der die Vögel in der Luft ernähre, werde sich wohl auch ferner ihrer erbarmen.

Es war noch immer dunkel, als sie langsam mit feuchten Augen die Straße entlang schritt. Vor einem hellerleuchteten Nachtcafé blieb sie stehen. Als sie geputzte Dämchen

herauskommen sah, dachte sie an eine Verlorene, die sie in anderen Tagen einst mit Liebe an ihr mütterliches Herz gedrückt hatte.

Mutter Ebel murrte nicht. Während sie weiter ging, richtete sie den Blick nach oben, und die Schneeflocken, die auf ihr Gesicht nieder-wirbelten, mischten sich mit den Thränen, die ihr langsam über die Wangen liefen.

Brennender Blick.

Eines Abends fühlte ich seine Augen zuerst auf mich gerichtet. Wenn ich sage „fühlte", so will ich damit eine gewisse Verwirrung andeuten, die sich meiner bemächtigte, als ich bemerkte, wie sein Blick mich nicht verließ. Es war drei Tage vor Weihnachten und das Lokal nicht allzu stark besucht. Ich entsinne mich des Tages um deßwegen so genau, weil an ihm vor zehn Jahren Waldemar Tönnich sich das Leben genommen hatte. Meine Feinde und Neider behaupteten zwar, ich sei Schuld daran gewesen, aber ich habe stets die Achsel dazu gezuckt.

Ich wäre auf diese dumme Geschichte gar nicht mehr gekommen, wenn ich nicht gerade in meinem Notizbuch geblättert hätte, wo ich zufällig seinen Namen fand. Und merkwürdig — kaum hatte ich das Buch eingesteckt,

einen kräftigen Schluck Rothwein genommen, um damit die alte Erinnerung auszulöschen, als ich den jungen Mann erblickte, der mir für die nächsten Stunden so gründlich die Laune verderben sollte.

Er saß seitwärts an einem kleinen Tische, wie vereinsamt bei seinem Schoppen Mosel, hatte ein Bein über das andere geschlagen, stieß hin und wieder mit großer Kunstfertigkeit den Rauch seiner Zigarre in Ringeln von sich und schien anscheinend von keinem Menschen Notiz zu nehmen. Nur ich sah plötzlich seine großen, dunklen Augen auf mich gerichtet, und zwar mit einem Ausdruck, der mich seltsam verstimmte. Und kaum hatte ich mein Gesicht von ihm abgewandt, weil die Unterhaltung an diesem Abend gerade sehr lebhaft war, kaum wandte ich mich ihm wieder zu, so geschah dasselbe wie zuvor: seine Augen waren wie prüfend auf mich gerichtet, als wollte er mich zu irgend Etwas herausfordern, was ich nicht begriff. Es war kein aufdringliches Fixiren, nicht das freche Anstarren eines unangenehmen Patrons, sondern der klare, ausdrucksvolle Blick eines Menschen, dessen stets ernstes Gesicht eigentlich keine Veranlassung giebt, ihm eine beleidigende Absicht zuzutrauen.

Niemand im Lokal kannte ihn, selbst der Kellner nicht, den ich um Auskunft ersucht hatte. Auf alle Fälle also ein neuer Gast, der sich in dieses versteckte Hinterzimmer verirrt hatte, in dem sich sonst nur die alten Stammgäste zu versammeln pflegten. Plötzlich, als unsere Augen sich wieder begegneten und ich die meinigen senken mußte, ohne eigentlich zu wissen weshalb, war es mir, als hätte ich ihn schon in irgend einem anderen Lokale gesehen oder wäre ihm schon einmal flüchtig begegnet. Waren es die Weingeister, die meine Phantasie bevölkerten, oder bisher verschwommene Erinnerungen, die sich plötzlich fester gestalteten —: ich redete mir ein, ihn bereits an anderer Stelle so sitzen gesehen zu haben, mir gegenüber, mit demselben strengen Blick wie jetzt. Und je mehr ich darüber nachdachte, je mehr wurde mir diese Annahme zur Gewißheit. Ja, es war so: ich sah ihn heute nicht zum ersten Male. Ganz natürlich auch: erst was man wiederholt erblickt, fällt auf.

Bei Gelegenheit musterte ich ihn aufmerksamer. Es war ein hübscher Krauskopf, etwa Anfangs der Zwanziger, mit einem kleinen Bärtchen über der Oberlippe und einem winzigen

Ansatz zum Backenbart. Er ging sehr sorgfältig gekleidet und hatte wohlgepflegte Hände, deren Kleinheit mir sofort auffiel. Ein gewisser melancholischer Zug in seinem Gesicht war unverkennbar. Während der ganzen Zeit meiner Beobachtung sah ich ihn nicht ein einziges Mal lächeln. Es war immer derselbe ernste, fast medusenhafte Ausdruck, der für eine frühe Lebensreife sprach.

Als er das Brödchen zu verzehren begann, das er sich bestellt hatte, athmete ich förmlich auf, denn ich hatte einige Zeit Ruhe vor ihm. Plötzlich, als ich meine eingehende Musterung fortgesetzt hatte und gerade bei den Perlmutterknöpfen seiner Manschetten angelangt war, die an der Aermelöffnung sichtbar waren, schreckte ich wieder zusammen. Langsam, als hätte er meine innersten Gedanken errathen, wandte er mir wieder sein Gesicht zu und sah mich lange an. Ich hatte gerade sehr laut gesprochen und den kuriosen Einfall gehabt, zu behaupten, daß es unter den Gebildeten sogenannte Verbrecherphysiognomien garnicht gäbe, daß sich vielmehr unter den glatten, ehrbarsten Zügen manchmal die größte Schufterei verstecke. Von irgend einer Seite war das Gespräch darauf gekommen,

und so hatte ich mich zu dieser Ansicht verstiegen, weil ich mein Licht nicht gern unter dem Scheffel leuchten ließ.

Diesmal glänzten seine Augen, nahmen erhöhte Leuchtkraft an und tauchten sich sengend in die meinigen. Es machte auf mich den Eindruck, als wollte er mir damit die stumme Weisung geben: „Du irrst Dich, denke an Deine schlimmen Thaten!"

Was wollte denn dieser Mensch von mir? Wer war er? Welche Veranlassung konnte er haben, mich mit seinen Blicken zu verfolgen? Wie ein Kriminalpolizist sah er nicht aus, also mußte sein sonderbares Benehmen eine ganz bestimmte Ursache haben. Vielleicht verwechselte er mich mit einem Anderen, vielleicht war er geistesgestört.

„Weßhalb so schweigsam, Herr Bauunternehmer?" unterbrach der Stabsarzt a. D. meine stille Betrachtung. Ich fuhr ärgerlich auf. Dieser Herr hatte hin und wieder die kleine Boshaftigkeit, mich mit „Bauunternehmer" anzureden, trotzdem er wußte, daß ich mich „Baumeister" titulirte. Jedesmal spürte ich großes Unbehagen darüber, denn ich wollte nicht mehr „Bauunternehmer" genannt werden. Die Zeit,

wo ich Nichts besaß, in „möblirter Schlafstelle“ lag, mit dem Gelde Anderer baute und fast regelmäßig das Pech hatte, die Forderungen der kleinen Handwerker ausfallen lassen zu müssen, lag längst hinter mir. Gott sei Dank! Nun war ich der zahlungsfähige „Baumeister“, ein angesehener, wohlhabender Mann, der ein beschauliches Dasein führte und nichts mehr zu befürchten hatte.

Plötzlich trat ein Herr aus unserer Runde herein, ein Fabrikant, und begrüßte den jungen Mann sehr freundlich, der sofort in die Höhe schnellte und nun ein gewinnendes Lächeln zeigte, das aber sofort verschwand, als er sich wieder gesetzt hatte. Dann saß er plötzlich an unserem Tisch, ohne daß ich gewußt hätte, wie das gekommen war. Der Fabrikant, ein alter, würdiger Herr, mußte ihn aufgefordert haben, sich in unserer Mitte niederzulassen.

Die Vorstellung begann. „Herr Tönnich, ein junger, sehr begabter Techniker“, hörte ich deutlich sagen, dann folgten die übrigen Namen, auch der meinige. Ich weiß heute noch ganz genau, daß ein Zittern durch meinen Körper ging, ein angstvolles Gefühl sich meiner bemächtigte und ich ganz die Empfindung eines

Menschen hatte, der vom bösen Gewissen geplagt wird und der befürchtet, im nächsten Augenblick wegen einer schlimmen That entlarvt zu werden. Nun wußte ich, wer mein Peiniger war: der Sohn eines Tischlermeisters, desselben Mannes, der den freiwilligen Tod erwählt hatte, nachdem meine Zahlungsunfähigkeit ihn an den Ruin gebracht hatte. Und dieser junge Mann, der damals ein Knabe war und mit seiner Mutter im Elend zurückblieb, wußte es, hatte mich als sein Opfer erkoren, um durch seine stumme Anklage Vergeltung an mir zu üben.

Er saß mir gegenüber, ernst wie zuvor und betheiligte sich kaum an der Unterhaltung. Und sobald ich das Gesicht erhob, verspürte ich seinen brennenden Blick, aus dem mehr sprach, als tausend Apostelgesetze hätten verkünden können. Ich senkte vor Scham die Augen und empfand die Folterqualen des bösen Gewissens. Ich blieb schweigsam, trank den letzten Rest Wein aus und ging, nur von dem einen Wunsche erfüllt, das Lokal nie mehr zu betreten, aus Furcht, ich könnte meinem Todfeinde dort wieder begegnen.

Zwei Jahre sind seit jenem Abend ver-

gangen, und ich bin um ein Jahrzehnt älter geworden. Während dieser Zeit hat sich mein Peiniger an meine Fersen geheftet. Sobald der Abend herangenaht ist und ich der Erholung nachgehen will, erblicke ich ihn, verfolgen mich seine sanften Augen mit dem unergründlich tiefen Ausdruck, den ich allein nur begreife und verstehe. Er scheint alle Orte zu kennen, wo ich verkehre. Kaum sitze ich am Tisch, so setzt er sich zu mir, anscheinend wie ein Gast, der mir fremd ist und der sich das gestatten darf. Der Bissen bleibt mir im Munde stecken, der Appetit vergeht mir und ich fühle, wie es mir abwechselnd kalt und heiß wird. Niemand ahnt, daß wir uns kennen. Er spricht kein Wort zu mir, starrt mich aber an wie die verkörperte Drohung einer ewigen Vergeltung. Oftmals möchte ich etwas sagen, ihn um Verzeihung bitten. Dann wieder packt mich die Wuth, der Ingrimm angesichts dieser hartnäckigen Belästigung. Ich will mich gegen ihn wehren, ihn unverschämt nennen, laut rufen, damit man ihn entferne — aber ich bin schwach und willenlos, ich, der ich Existenzen vernichtet habe und schon über Leichen geschritten bin!

Seit acht Tagen bin ich nicht mehr ausge-

gangen. Ich lebe wie ein kranker Mann in meinem Zimmer, lasse das Essen von meiner Wirthschafterin bereiten, trotzdem ich stets daran gewöhnt war, in der Weinstube zu diniren. Ich fühle mich elend, angeekelt von dieser Welt. Und doch ist große Milde in mir vorhanden. Denn was ich nie zuvor gethan habe, das geschieht jetzt: ich glaube an die Macht des Gewissens und daran, daß sich Alles rächt auf Erden.

Der brennende Blick meines Peinigers verfolgt mich unsichtbar wo ich gehe und stehe, schreckt mich sogar des Nachts aus wüsten Träumen. Es giebt nur eine Erlösung von ihm: denselben Tod, in den ich den Vater getrieben habe. . . .

673413

Kretzer, Max
Berliner Skizzen.

LG
K926ber

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED